

Musikantes Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 36

Verlag von J. B. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Bärn.

Jahrgang 1914



Beim Löhnungs=Appell.

Der Kaplan von Selva. Aus dem Grauen Bunde. Erzählung von P. Maurus Carnot.

Nachd.
verb.

Es war der letzte Oktobersonntag des Jahres 1817. — Die Abendsonne glänzte rotgülden auf den Dächern der Stadt Salzburg. Die Salzach, die rauschend und glitzernd dahinsfloß, glich der angeschlagenen Saite einer Zither im Abendroth.

In allen Gassen, auf allen Pfaden friedliche, fröhliche Leute. Gar belebt war der Weg hinauf zum Kapuzinerberg und hinaus zum Sanct Peterfriedhof.

Das Schloß Mirabell mit seinen Marmorsäulen und seinem herbstlichbunten Parke war durchwandelt und durchzappelt wie ein Ameisenhaufen.

Eben stieg ein junger Mann im schwarzen Priesterkleid die Marmortreppe hinunter, ohne der Amorettenstatuen zu achten, die vom Geländer herab ihn anschauten.

Das war kein Stadtkind. Das gebräunte Antlitz, die breiten Schultern und der haltende Schritt verrieten es sogleich: der muß aus den Bergen gekommen sein.

Aus dem Brachtportal getreten, wandte er seine Schritte in den Mirabellpark, um dort ein stilles Plätzchen aufzusuchen. Er fand ein solches abseits auf einer grünen Bank. Gleichmütig kehrte er einer Marmornymphe den Rücken zu, zog ein Buch hervor und begann zu lesen.

Doch bald erhoben sich die dunklen Augen und flogen wie ein Amselpaar übers röthliche Laubwerk, mit dem der verliebte Herbst die schönste Landschaft der Welt bekränzt hatte. Die sehnige Rechte strich die kohlenschwarzen Haare unter dem zurückgeschobenen breitkrempigen Hut aus der Stirn. Die vollen Lippen bewegten sich zu leisem Flüstern.

Hätte eine Salzburgerin gelauscht, sie hätte doch kein Sterbenswörtchen der fremdtönenden Sprache verstanden.

Studenten kamen daher, zogen die bunten Mützen, sprachen ihr ehrfurchtsvolles: „Guten Abend, Herr Professor!“ und gingen fürbaß, zufrieden mit freundlichem Gegenruß.

Wieder allein. Etwas wie ein stilles, kindliches Glück lag auf dem schönen, festen Antlitz, etwas wie ein See im Gebirge. Ein See, auf den still und ernst, fast wehmütig die Berge niederschauen. Und etwas wie Wehmut, wie Heimweh schaute von der hohen kantigen Stirn in das weiche, wonnige Salzburg hinein.

Nicht lange. Bald nahm der Einsame aus der Brusttasche ein falbes Pavier heraus, das einem Briefböglein ähnlich sah, legte es auf das offene Buch und ließ die Augen lange darauf ruhen, als suchten sie jedes Wörtlein in jener Ede des über und über mit blasser Tinte beschriebenen Blattes. Dann senkten sich die schwarzen Wimpern über die feuchten Augen.

Es war, als beugte sich die weiße Nymphe über den Schlummernden herüber, um das Blatt zu lesen. Es mußte doch ein Liebesbrief sein! Und Liebesbriefe hatte die Nymphe über der einsamen Bank schon manche unter die großen Augen bekommen.

„Liebster Johann Josef! Ach, wäre die böse Lawine nicht gewesen, wie schön hätten wir es jetzt im Dörflein! Weißt Du, ich warke immer auf Dich. Der reiche Toni

von Kamischollas hat mich beim letzten Vigiliusfest um meine Hand gebeten, ich habe ihm aber ein lachendes Nein gegeben. Aus Dir ist jetzt etwas geworden. Und o könnte ich einmal nach Salzburg kommen! Weißt Du noch, wie der schwarze Sep von Surkreßas Dir ein schweres Unrecht zugefügt hat? Ja, gelt, er hat seine Varentage ausgestreckt und so grob herausgestoßen, grad wie der Hauptmann bei der Parade am Kirchweihfest: Der Bub ist einfach nichts, der ist und wird nie ein Geisthirt für Selva. O wie lang ist's seither! Du hast mir geschrieben, Du seiest im Palast des Erzbischofs Leopold Maximilian Graf von Firmian gewesen. Schau, ich schreib den großen Namen auswendig her! Ist er recht? Du kommst hoch hinauf, noch höher als das Dörflein auf dem Berge ist, wo ich auf Dich warte und für Dich bete. Ja, ich bin auch hoch droben, hoch wo nur Kartoffeln wachsen. Aber in diesem Herbst gibt's gute, mehliges, wenn der Schnee nicht zu früh kommt. In unserm Kirchlein ist es halt gar so verlassen, o wie schön wär es doch, wenn an jedem Morgen das Glöcklein läuten täte und wenn ich mit Dir —“

So viel stand auf der ersten Seite geschrieben und soviel erkannte die Nymphe: das hat eine Mädchenhand geschrieben, die hart arbeiten muß. Aber der Name auf der Rückseite des Blattes? Schwer, geballt lag die bräunliche Hand auf Buch und Blatt: der Abendwind bewegte wohl die vollen Waden, aber nicht den Brief. Und es mußte ein schwerer Traum sein, der dann über die geneigte Stirn ging.

Da hörte der Halbschlummernde ein Seidentkleid in der Nähe rauschen; die Wimpern taten sich halb auf. Eine junge Frau war vorübergegangen, ein blondes Mädchenköpchen spähte noch zur Bank zurück.

„Mama, das ist ein hübsche Geistliche! Aber miad muß der sein, gelt, Mama!“

Das dünne, helle Stimmchen der kleinen Salzburgerin schwamm auf den Träumen des Ruhenden. Nicht sehr lange. Furchen erschienen auf der Stirne, die Rechte schob das knitternde Blatt in die Brusttasche, schlug das Buch zu und umfaßte es krampfhaft.

„Ach, die böse Lawine! — Ach, dies Leben in der Fremde!“

Die breiten Schuhe knirschten im dürren Sand.

Nach einer Weile stand der junge Mann auf, schritt aus dem Mirabellpark, wandelte die Salzach entlang, ging gleichgiltig durchs Menschengewimmel auf der Brücke, durchkreuzte Straßen und Gassen und stand vor dem Sanct Peterstempel.

Es wollte ihn fast reuen, den schönen Herbstabend in der Weinstube zuzubringen; aber fern drüben in der Heimat war es ja alte, liebe Gepflogenheit, nach einem aufregenden Tag mit guten Nachbarn in der gemütlichen Wirtstube eine Maß Bistelliner zu schlürfen! Und aufgeregter und müde war er ja, der Sohn der Berge, allein in der fremden Stadt!

Schon hatte er die Tür der Weinstube geöffnet und schaute nach einem stillen Plätzchen aus. An den vorderen Tischen saßen Kartenspieler, weiter hinten, in der Herrenabteilung, war weniger Lärm und Rauch.

Und unter einem Fensterbogen noch ein Tischchen frei. Da wollte er sitzen und ruhen. So recht ausruhen von den Gedanken, die im Mirabellpark ihn heimgesucht hatten. Und Trineli, die blonde, brave Sanct-Peterstellerin, mußte den Gast gleich erkannt haben. Sie eilte mehr als sonst, die halbe Maß des guten Weisens auf den Tisch zu stellen.

Seit Jahren schon, aber nicht zu oft im Jahre, war der Gast dahergekommen, bis septhin noch als flotter Student, aber seither im Priesterkleid. Und die gute Salzburgerin konnte es nicht begreifen, wie ein Student so rasch konnte ausgeweiht werden. Und gar dieser! War er ja immer der heiterste gewesen, freilich immer in Ehren und deshalb der Kellnerin des heiligen Petrus immer der liebste Besucher. Nun gaßt es, dem hochwürdigen Gast mit Reuerenz zu begegnen; das hatte ihr der Pfarer dabei noch eingeschärft.

Und dem Gaste selbst schien es recht zu sein, daß Trineli sich bald entfernte; sonst hätte er ja nicht das schwarze Buch hervorgezogen und es offen neben die Weinflasche hingelegt. Das Buch, der alte Horaz, sollte ihm die Langeweile vertreiben, falls sie kommen wollte.

„Fast ganz, wie im Heimattal in der Krone,“ flüsterete er vor sich hin, als läse er im Buch. „Nur ist dort bedeutend mehr Rauch. Und bedeutend mehr Lärm an Herbstsonntagabenden, wenn die Bauern ihre Kinder über alle Sterne erheben und sie dann zu Spottpreisen den schlauern Schwaben verkaufen.“

Nicht weit vom runden Tischchen saßen ruhige Nachbarn: zwei Offiziere. Der ältere war ein ehrwürdiger Mann. Gerade Haare stunden über der braunen Stirne, lange graue Brauen schatteten über die milben Augen hinunter. Eine Reihe goldener und silberner Sterne und Kreuze glänzten auf der hellblauen Montur. Die hageren Hände ruhten verschlungen auf dem bligenden Griff des langen Säbels. Der jüngere Kamerad war gerade mit einer kleinen Zeitung beschäftigt, die nur dann auf dem Tisch ruhte, wenn die Hand etwas mit dem gelben Weinglas oder dem schwarzen Bart zu schaffen hatte.

„Die Cholera macht in Indien rapide Fortschritte, Herr Oberst.“

Der Alte schwieg.

„Ich fürchte, die verfluchte Pestilenz kommt auch zu uns.“

Wie in Gedanken abwesend, murmelte der Oberst: „Laßt sie nur kommen, die Pest!“

„Aber, Herr Oberst! So ein Beulentod ist doch was ungemütliches.“

„Ach was, man muß sterben können! Man muß die eigene Seel' ausreißn können, sonst ist man keinen Schuß Pulver wert. Ich sag's Euch.“

„Da möcht' ich mal zuschauen, was das für ein Biß ist!“

„Ich hab's genug gesehen, mein lieber Herr Hauptmann!“

„Will's glauben. Fast zwanzig Jahre Krieg. Ihr seid ja bei Austerlitz mitgewesen, Herr Oberst, in der Dreitausendschlacht —“

„Leider, in der verflucht dummen Schlacht. Gottlob, ich bin auch bei Aspern dabei-“

wesen mit unserm Erzherzog Karl und hab' ihm das dritte Noß hergeführt, als er's zweit' tot hat geritten —"

Der Oberst tat einen tiefen Schluck und stellte das Glas so prallend auf die Tischplatte, daß der stille Horazleser vom runden Tischlein kopfschüttelnd herüberschaute.

"Das sind aber köstliche Reminiszenzen, Herr Oberst —"

"Girlesanz ist's, Herr Hauptmann! Diese großen Schlachten, wißt Ihr, wo ein General nur so wie ein Korporal ausgespielt wird, die vergißt man. 's bleibt einem nur so was, als hätt' man mit dem großen Trommelschlegel ein Tüchtigs auf den Schädel bekommen —"

"Aber, Herr Oberst! Ich würde Bücher drüber schreiben, wenn ich soviel mitgemacht hätte, Memoiren, mit Plänen, mit köstlichen Reminiszenzen, mit —"

"Mit Lügen und Aufschneidereien! Nix für ungut! Wie etwa der alte kahlköpfige Cäsar vom gallischen Krieg!" sprach der Alte mit jugendlichem Feuer. "Von solchen Großhanfereien hab' ich schon mehr als genug hören müssen, derweil uns der 'Bater Rückwärts' in Hall schier das Blut unter den Fingernägeln rausgetrieben hat in den Cäsarstunden. Schaut, da meinen diese Bücherwäumer, unterm gemeinen Volk geb's keine Helden nicht — Apropos, sonst allen Respekt vorm Vater Ruprecht! Ich sag' Euch, Herr Hauptmann, ich könnt' Euch eine Kameleshaut vollschreiben, voll von Heldentaten ganz gemeiner Leute —"

"Eine Kuhhaut möcht' wohl auch flecken, Herr Oberst? Ich für mich mein' halt doch, was Heldenmäßigs wächst doch meist aus aristokratischem Boden heraus. Aus Kesselsäckern gibt's rar Glodengießer."

"Aber aus Bauern, aus Bergleuten gibt's Helden im Handumdrehen —" und die feine Hand des Grauen drehte sich hoch droben so entschieden, als müßte aus jeder Fingerspitze ein Held herauspringen.

Drüben am runden Tischchen nickte der zerstreute Horazleser zweimal, dreimal Beifall, stand auf und schloß leise das Fenster.

Der Oberst war reißelig geworden und feuchtete den Gaumen.

"Lieber Herr Hauptmann, wenn man ein bißerl alt geworden ist, wie ich, denkt man viel lieber an kleine Leute als an die großen Tiere der Weltgeschichte. Apropos, Erzherzog Karl von Albern ausgenommen! Die großen Schlachten vergißt man, an Scharmügel, an Kleinigkeiten denkt man. Derweil Ihr die Nase in der indischen Besitzung gehabt — nix für ungut, Herr Hauptmann! — bin ich mit meinen Gedanken recht weit gewesen. Weit drinnen in den Bündnerbergen. Und hab's recht kurzweilig gehabt."

"Na sei, in den Bündnerbergen? Drein gewesen bin ich nicht. Aber wie ich in Innsbruck Student gewesen bin, hab' ich allerlei von den Bündnern gehört, nichts Feines —"

"Nu, mag sein! Allenfalls übertrieben. Das kommt von früheren Kriegen her. Wer verliert, darf schimpfen. Na, was haben's denn gesagt, die Spruder?"

"Aber, Herr Oberst, das kann ich doch alles nicht erzählen! Das könnt' auch eine Kuhhaut voll geben. Nur ein Sprüchlein, aber —"

Der Hauptmann rollte die Augen im Kreise, um sich zu überzeugen, daß kein Bündnerisches Ohr lauschte. Dann hielt er

die Hand an den Mund: "Witt du nit betrogen sein, geh nu nit ins Engadein!"

Der Oberst lächelte gemächlich, sah aber nicht, daß der Gast am runden Tischchen gemächlich mitlächelte und im Horaz einige Blätter umwendete.

"Das Sprüchlein wird halt aus dem Schwabentrieg stammen, wo die Oesterreicher im Engadein das Spiel verloren haben. Ein bißli Haß, ein bißli Lieb," schnalzte der Oberst und fuhr mit der Hand über die Stirne, als müßte er Gedanken sammeln. Dann fuhr er fort:

"Ich bin mit meinen Gedanken noch weiter in den Bündnerbergen gewesen heutigen Abends, weit drin im Tavetschertal. Mir tut's soviel wohl, dranzudenken. Bin damals Hauptmann gewesen. 's ist in den zwei letzten Jahrgängen des abgelassenen Jahrhunderts gewesen. Erzählen könnt' ich Vieles, Erbauliches, ein großes, bides Meßbuch voll. Schaut, Herr Hauptmann, das Kriegskärtli hab' ich immer in meinem Notizbüchli mitgenommen. Lassen wir's auf dem Tisch liegen! Da, im hintersten Winkel ist das Tavetschertal. Sag' Euch, Leute stark wie Bären und mild wie Lämmli, wenn man sie versteht. Sonst aber hopla! Schaut da, das ist der Rhein! Das ist Sedrun, da Ralmut, drunter ist Selva, ein rechtes Bergneß! — Se, Trineli, ich trink' den traurigen Rest aus, hol mir noch eine Halbe!"

Lange schaute er auf das Kartenblättchen hin, das der Hauptmann schweigend studierte.

"So, Trineli darfst zuhören. Schenk ein!"

Dann tat er einen tiefen Schluck, legte den Säbel quer auf die Knie und hub an: "s ist so ein recht unfreudiger Märztag gewesen, ein grimmiger. Wir Oesterreicher sind mit einer Schar Tavetscher auf einem Hügel bei Ruera gestanden. Da ist der Punkt auf dem Kärtli —"

"Se, soweit drein in de Berge!" seufzte Trineli. "Sind nachher wohl auch Bäre drein, soll i glaube —"

"Nst, Jungferli, nit dreinreden! Also da hätten wir sollen die Franzosen zurückwerfen. Die Kerle waren über den Berg gekommen, bei aller Kälte. Und mit den Kanonen durch den essentieften Schnee! Also jetzt kommt's."

Fünf — und der Oberst erhob die Hand — jage und zähle: fünf Tavetscher, die haben den Franzosen, weiß ich, wieviel hundert Franzosen, einen schönen Streich gespielt. Baumstarke, schöne Männer sind's gewesen, diese fünf, sag' ich Euch. Die stellten sich also in einem Wäldchen auf. Still und stumm ringsum, wie's halt ist, ehvor die erste Kugel den Pfiff tut.

Und der französische General, na, ein kleiner, fester, kugelfunder Klotz, aber ein böser Patron ist er gewesen. Apropos, ich hab' selben nachher im Engadein noch angetroffen. Basta, der kommandiert: Feuer und Bajonettangriff!

Aber, he, wartet nur, Französeli! Schaut nur, wie sie die erste Salve abgegeben haben, da kommen die fünf Tavetscher aus dem Wald. Grad los auf die Franzosen! Das muß man gesehen haben! Zuerst haben die fünf ihre fünf Schüsse losgebrannt, dann haben sie die Kolben vorausgenommen. Und jetzt geht's los, von rechts nach links, von links nach rechts! Donnerwetter blaue Teufel, haben die dreingeschlagen! Schier tät'

ich meinen Augen nicht trauen, aber ich bin in der Näh' gestanden und hab's gesehen wie dort den Fensterbogen. Könn't's glauben oder bleiben lassen, aber die fünf haben die ganze französische Truppe vom Hügel runtergeschmissen. Wurzelbäume hat's geben, aber mancher Franzmannli hat dabei die Knochen gebrochen.

Aber wie die andern Franzosen sehen, wie ihre Leutli so vom Hügel herunterkommen, glauben sie, es seien zum mindesten fünf Schwadronen Tavetscher im Wald. Und die Kerle von Franzosen fliehen, was die Beine langen. Und sie wären über'n Berg zurück, hätt' nicht ihr kugelfunder General alle Teufel aus der Hölle gesucht. Er läßt die Trommeln schlagen, kommandiert 'nen zweiten Angriff auf den Hügel. Wie heißt er doch? Sumfassi, mein' ich, auf dem Kärtli ist er freilich nicht, aber in meinem grauen Kopf —"

"O wartet a bißl im Verzähle, Herr Oberst!" bat Trineli, während ihre Augen wieder etwas kleiner wurden. "I muß gleich dort näher. Die Pinzgauer Kloppe zum Zahle. Möcht' wißse, wie's den Fünfe gange ist —"

"Geh nur, was ich jetzt erzähle, paßt alleweil nicht für dich! Aber komm wieder!" Der Alte fuhr mit der Hand über die Ehrenzeichen an seiner Brust.

"Herr Hauptmann, ja, lieber Hauptmann, schaut, der ganze Plunder hier auf meiner Brust ist nichts, ist ein Diebstahl —"

"Aber, Herr Oberst —"

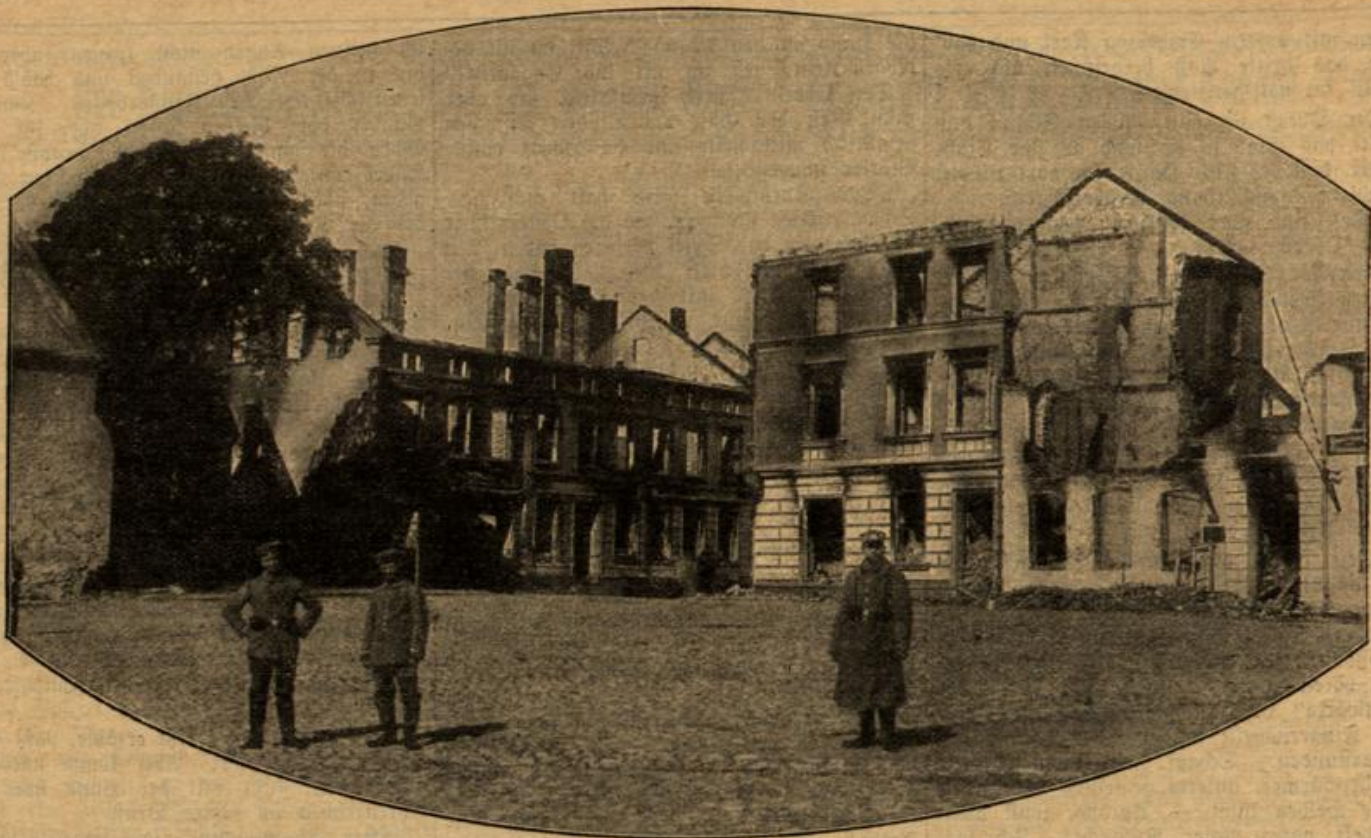
"Eine Lüge und ein Diebstahl, sag' ich. Freilich, etwas hab' ich wohl durchgemacht im Krieg, halt wie andere auch. Aber nichts, sauber nichts, wenn ich daran denke, was so ein Tavetscher Bauer getan hat — und kein Mensch hat ihm einen Ehrenpfennig gestiftet —"

"Aber, Herr Oberst, diese fünf haben nicht strategisch gehandelt, haben vielleicht in einem Schnapsrausch oder —"

Warnend hatte der Oberst den Finger erhoben:

"Helden, nüchterne Helden! Aber jetzt erst kommt, was ich eigentlich hab' erzählen wollen. Es hätt' auch nicht gepaßt für so ein zimperliches Frauenzimmer, das soll man nur Soldaten erzählen!"

Ich fasse mich kurz, es rieselt mir jedesmal kalt über den Rücken, wenn ich dran denk'. Da liegt so ein schöner, breiter Tavetscher, tot. Neben ihm ein anderer und der ist zum Tod zerhackt und zerstückt, aber er lebt noch, er kann nicht sterben. Wir Oesterreicher haben natürlich den armen Kerl wollen mitnehmen. Notabene, die Franzosen waren talaus gestürzt, dem Hauptort zu. Aber wie sich der gesträubt und gewehrt hat! Jetzt die Hände zum Beten zusammengelüpft und zusammengedrückt! Jetzt den Kopf geschüttelt, mit dem schwarzen Bart, mit roten Tropfen an allen Haaren! Wie gesagt, bin Hauptmann gewesen und habe Ernst gemacht. Da streckt der Tavetscher die blutrote Hand und schreit: "Fort, fort!" Und er lehrt sein Haupt auswärts, so gut es geht, talauswärts: "March! — O Tavetsch!" — Wir haben ihn nicht verstanden. Vier Tiroler haben Aeste abgerissen und mit den Gewehren und Aesten eine Tragbahre gemacht. Da hat sich der Tavetscher halb aufgeworfen und neues Blut ist unterm Bart hervorgeronnen. Und den Arm streckt er auswärts auf's

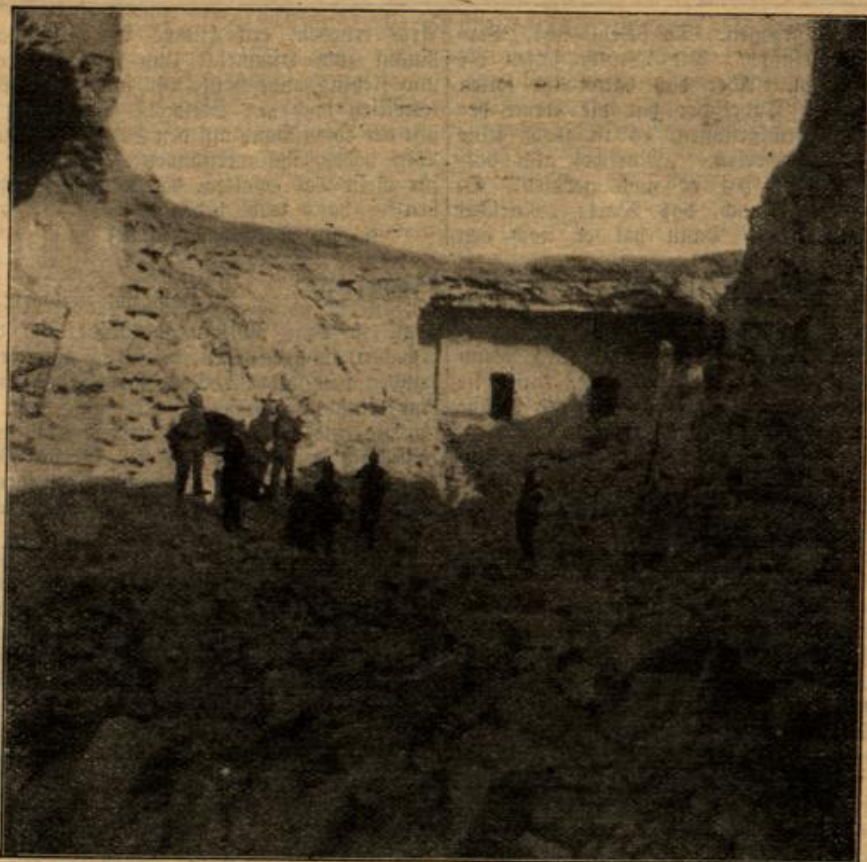


Nach dem Russen-Einfall in Ostpreußen: Der Marktplatz in Tarnobrzeg.



Paris! Blick auf die Seine-Brücken.

Im Hintergrund links der „Louvre“, in der Mitte die Türme der „Notre-Dame-Kathedrale“, rechts die Kuppel des „Panthéons“. Im Vordergrund die Kuppel des „Institut de France“ vor dem „Pont des Arts“, ganz vorn der „Pont du Carroussel“.



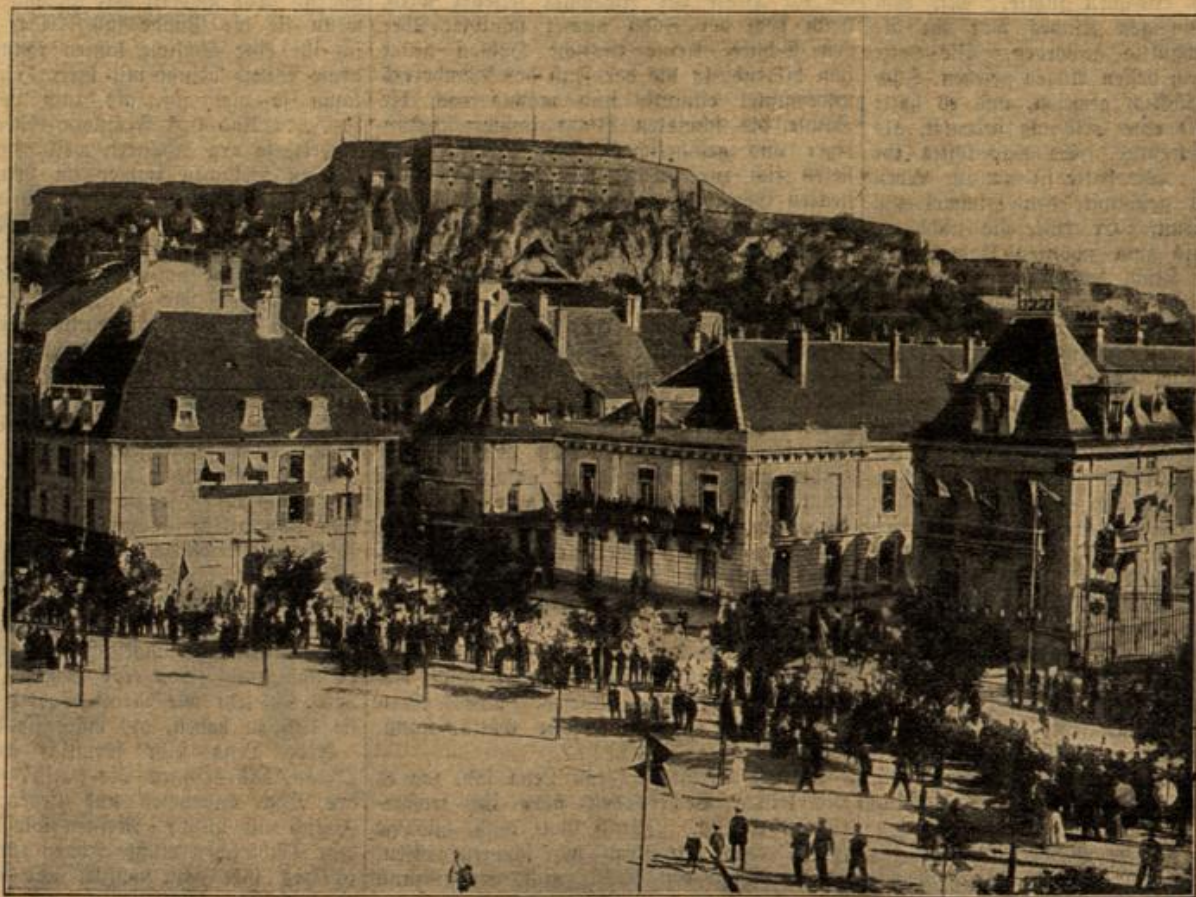
Fort Manonville, das stärkste Sperrfort der Welt, das von den Deutschen Ende August erobert wurde.

Unser Bild zeigt ganz deutlich die gewaltigen Verwüstungen, die die Geschosse der 42 Zentimeter Haubizen im Innern des für uneinnehmbar gehaltenen Forts an-



Belfort: Der 1870 zerstörte Miotte-Turm.

gerichtet haben. Kein Stein ruht mehr auf dem andern, die schwersten Panzerplatten sind von den Geschossen glatt durchschlagen, Zementsteinblöcke von ungeheurem Gewicht und Umfang durch die gewaltige Explosivkraft des Geschosses wie Spielzeug umhergeschleudert.



Belfort: Die Place de la République mit der Präfektur, dem Cercle militaire und dem Schloß.

Tal und ruft, ja, ja, ein Röcheln war's: Marsch!

Da in dem Augenblick hör' ich Trompetensignale. Franzosen! Ein Nachtrab. Und wie die auf dem Schnee tote Franzosen gefunden haben, sind sie geworden wie wütige Stiere. Ein Geschrei! Wir waren noch unser fünf beim Sterbenden, die andern Oesterreicher hatten sich auf Kommando in den

Wald zurückgezogen. Da befehl' ich: „Vorwärts, angefaßt!“ Die Tiroler fassen die Tragbare an. Aber das hätten ihr sollen sehen! Der Tavercher hat die Arme der Soldaten zurückgestoßen, es ist wohl seine letzte Kraft gewesen. „Marschei alla battaglia!“ Das hat er noch gerufen. O, ich hör's jetzt noch, das Wort: „Marschei alla battaglia!“ Dann hat er noch den

Arm erhoben, erst hinaus ins Tal, dann hinauf zum Himmel. Und hat uns ernst und flehend angeschaut, wir sollen um Gotteswillen doch zur Schlacht! Dann hat er mit der roten Hand auf den Schnee geflopfelt. Wir haben ihn verstanden: „Da bin ich für mein Tal gefallen, da, da will ich sterben — hat's wohl bedeutet.“

(Fortsetzung folgt.)

Schneerosen. Erzählung von H. Berger.

Nachdruck verboten.

Eine junge Frau stand mit ineinander-verschlungenen Händen und betrachtete nachdenklich den Schneerosenkranz, der auf dem dichtverschneiten kleinen Hügel lag. Seit diese Blumen blühten, fand sie Woche für Woche einen Kranz von ihnen auf dem Grabe ihres Kindes. Seltsam — wer gedachte nur so liebend der kleinen Toten?

Der eilige Nordost, der um das kleine Marmorkreuz fauchte, zerrte an dem Kranz und riß an Frau Lenas Wetterkragen. Sie zog die Kapuze fester in die Stirn und lehnte sich mit dem Rücken gegen die Kirchhofsmauer, um einen Halt zu haben. In dieser Stellung grubelte sie weiter. Schneerosen, ihr Kinder der Berge, die ihr eure Kelche entfaltet, wenn sich alle eure Schwestern scheu im Schoß der Mutter Erde versteckt halten, Schneerosen, die ihr euch in so zartem Schmelz, so keuschem Weiß zwischen die dunkelgrünen Blätter schmiegt, ein Sinnbild der überirdischen Liebe, die da kein Begehren, keine Selbstsucht kennt, die rein und fleckenlos ist, wie der Schnee, dem ihr entsproßt und der auch keine Flamme auf sich duldet, wer trug euch hierher?

Seit langen Wochen war es das erstemal, daß Frau Lena Neugier und Interesse an etwas in sich erwachen fühlte. Mit dem Tode ihres einzigen Kindes war ihr die Welt so gleichgültig geworden. Sie hatte sie ja nur durch dessen Augen gesehen. Ihre Ehe war unglücklich gewesen, und es hatte für beide Teile eine Erlösung bedeutet, als der Tod sie trennte. So war Gitta ihr alles gewesen. Wie hatte sie um ihr Leben gerungen und gekämpft, den Himmel um daselbe bestritten. Er hatte sie nicht erhört. Nur bis zum zwölften Jahre hatte sie das zarte Kind, das stets mehr einem Heiligenbilde denn einem menschlichen Wesen gleich, ziehen dürfen. Sie brachte es nach der Riviera, weil sie meinte, der Süden müsse die kranke, kleine Lunge heilen, doch die Hoffnung erwies sich als trügerisch. Gitta selbst verlangte heim, sie sehnte sich nach dem stillen, traulichen Landhaus, der herbfrischen Luft der bayerischen Alpen, dem funkelnden Bergsee, den grünen Matten, um die sich wie silberfunkelnde Faden um ein grünes Samtband die Gletscher reichten. Hier wollte sie sterben, wo sie ihre glücklichsten Stunden verlebte, mit den Blumen spielend, die ihr die vierschrötigen Kelpferhuben von der Alm holten, dem königlichen Edelweiß, dem roten Almenrausch und den tiefblauen Enzianen und die Puppen der kleinen, flachhaarigen Dörslerinnen lieblosend. Frau Lena waren die unwirschigen Dörslerkinder ein Greuel, und sie runzelte manchmal strafend die Brauen, wenn sich dieselben zu eng an Gitta drängten und ihr derbe Neckereien zuriefen. Aber um der Freude willen, die dieser der harmlose Verkehr zu gewahren schien, schwieg sie. Und dann bettete man Gitta hart an der Mauer des kleinen Bergfriedhofes, und um die zärtliche Mutter war es dunkel ge-

worden. Fortan schritt sie mit starrer, verschlossener Miene durch das Leben. Wenn sie die Dorfstraße entlang ging, raffte sie ihre Kleider eng an sich, ohne die Gräße der Bewohner zu beachten oder zu erwidern. Das Händchen und das Köpfchen, die Gitta so zärtlich geliebt, stieß sie rauh zurück, wenn sie sich schmeichelnd an sie schmiegt, und jeden Bettler wies sie hart von ihrer Türe. Warum sollte sie Barmherzigkeit üben, da Gott ihr gegenüber keine gekannt hatte? Stundenlang saß sie, dumpf vor sich hinbrütend, an dem Fenster ihres Wohnzimmers oder stich mütterleinallein in den Bergen herum, und der tägliche Gang zum Grabe des vergötterten Kindes bildete ihre einzige Freude.

Und nun zerbrach sich diese Frau, die mit dem Leben abgeschlossen zu haben meinte, den Kopf, durch wen dieser Blumenschmud hierhergebracht worden sein könne? Sie ließ die kleinen und großen Freunde ihres toten Kindes vor ihrem geistigen Auge vorüberziehen, es war kein Name darunter, bei dem sie ein entschlossenes „Ja“ oder „Nein“ hätte sprechen mögen. Jedenfalls, wer es auch war, ein großes Opfer hatte er gebracht. Stand man doch schon im Februar, wo die Blüte der Rieswurz seltener wird, stich doch der Föhn immer häufiger über den Schnee, kleine tückische Döhlen unter ihm bildend, in die der Fuß des Wanderers unermutet einsinkt, und machte doch die Sonne die schmalen Pfade immer schlüpfriger und gefährlicher. Die Lawinen rüsteten sich zur Fahrt, und in diesem verfluchten Gären der Natur kletterte ein Menschenkind furchtlos zwischen spizen vereisten Felsgraten herum und suchte Schneerosen für ein Kindergrab?! — Frau Lenas Herz pochte seltsam.

Aber das Gräbeln erwies sich als unnütz; sie konnte das Rätsel nicht lösen und da sie in dem scharfen Winde zu frösteln begann, wandte sie sich zur Heimkehr.

Eben hob sie den Fuß, da suchte er zurück. Den schmalen Pfad zwischen den Gräbern einher stampfte eine Frau, gerade auf die trauernde Mutter zu. Sie stampte sie wirklich, denn sie trug schwere, genagelte Bergschuhe, und die schwerbeladene Kraxe auf ihrem Rücken drückte sie fast zu Boden. In der Hand hielt sie ein Sträußchen Schneerosen.

Frau Lena kannte die Herankommende: Marielene, das ärmste, beinahe auch das verachtete Weib des Dorfes. Durch ihren Sinn huschte es wie leichte Enttäuschung. Diese also war's, diese?

Als die Kelpferin Frau Lena sah, zog es wie leichte Verlegenheit über ihr frostgerötetes Gesicht. „Grüß Gott auch, gnäd'ge Frau! Hab' nur g'rad' mal schauen wollen, ob der Wind den Kranz nicht arg zerzaust hat und weil ich doch einmal für den Greinerbauern auf die Alm muß' und so leicht vom Weg abspringen konnt', hab' ich gleich

noch ein paar Körseln mitbracht, um den Schaden zu reparieren, wenn ja einer entstanden sein sollt'!“ Das klang beinahe wie eine Entschuldigung.

„Sie sind es also, die meines Kindes so freundlich gedenken?“ Frau Lenas Blick haftete wie tadelnd an dem abgetragenen Tuche, der ärmlich vielfach geflickten Jacke Marielenens.

„Na ja, weil ich dem armen Hascherl im Leben nichts Gutes tun konnt', versuch' ich halt jetzt, sein Grab in Ehren zu halten. Bin dem Fräul'n Gitta ja so viel Dank schuldig...“ Sie bückte sich und ordnete den tatsächlich etwas zerzausten Kranz, die mitgebrachten Schneerosen in die Lücken legend.

„Sie wären meinem Kinde Dank schuldig?“

„Gnäd'ge Frau werden's ja noch wissen, für damals, als das kleine Fräulein meinem Babettl die Puppe geschenkt hat —“

„Eine Puppe? Meine Tochter hätte der Ihnen eine Puppe geschenkt?“

Marielene schüttelte ein wenig ärgerlich über das schwache Gedächtnis der feinen Dame den Kopf. „Ja, die schöne in dem rosa Kleid und mit den himmelblauen Glas- augen. Das Babettl war allemal ganz weg, wenn sie die Puppe sah. Aber wie hätt' ich ihr eine ähnliche kaufen können? Eine arme Wittib bringt mit ihrer Hände Arbeit kaum so viel auf, als zum Leben nötig ist... Und das Fräulein Gitta hat das Babettl so arg gedauert, weil es mit seinen kranken Beinchen immer im Wagerl sitzen muß' und immer ganz allein, denn ich konnt' ja nicht bei ihr bleiben; da hat sie ihr denn die Puppe geschenkt. Ach, die Freud'! Mein aus dem Häuschen ist das Kind gewesen vor Seligkeit. Freilich, sie hat das Püppchen nur mehr drei Tage gehabt, dann hab' ich es zu ihr in den Sarg legen müssen, aber eine echte, rechte Freud' hat das Babettl doch gehabt im Leben.“ Marielene fuhr sich mit dem breiten Handrücken über die Augen.

Auch Frau Lena war bewegt. „So ist Ihr Kind tot?“ fragte sie leise. „Und Sie sind nun allein — wie ich?“

Marielene schüttelte den Kopf. „O nein, ganz allein bin ich nicht. Ich hab' die Benzi zu mir genommen. Wissen's, gnäd'ge Frau, das ist ein arm's Weserl, das in der Gemeind' herumgestoßen worden ist, daß es nachherad' schon eine Schand' war. Die halt' ich jetzt wie mein' Babettl und such' sie lieb zu haben, als wäre sie dieses.“

Frau Lena fuhr förmlich entsetzt auf. „Frau, das bringen Sie fertig? Ein fremdes Kind annehmen und lieben, wie Ihr Fleisch und Blut? Meinen Sie denn nicht, Ihr Töchterchen müßt' Ihnen zürnen, wenn es das sähe und wüßte, wie schnell Sie es vergessen konnten?“

Doch Marielene schüttelte wieder energisch den Kopf. „Vergessen werd' ich das Ba-

bettl' nie," sagte sie fest. „Und herb ist es mir um der Genzi willen nicht. Ich weiß, wenn's vom Himmel aus auf mich herabsieht, wird es sagen: „Dast recht, Mutterl, tu' nur recht lieb sein mit der Genzi, daß du auch was Gutes aufzuweisen hast, wenn du einmal zum Sterben kommst. Denn sehen Sie, gnädige Frau, wir armen Leut' haben nicht viel Gelegenheit zum Gutes-tun. Du liebe Zeit, eine arme Wittib muß sich von früh bis abends rechtchaffen plagen, um grad das bißel Essen aufzubringen. Und ganz mit leeren Händen möcht' ich doch auch nicht an die Himmelstür klopfen, und weit weg von meinem Kind möcht' ich doch auch nicht, möcht' gern ein Platz neben ihm. Da ist mir die Genzi g'rad recht 'kommen. So ein arm's Weserl braucht Mutterlieb', und die ihm zu geben, ist gewiß auch ein gutes Werk in den Augen des lieben Herrgott. Kann ich ihr auch sonst nicht viel geben, jeder Bissen ist gerne gereicht und hegen und pflegen tu' ich sie, so viel ich kann —“

Frau Lena schwindelte. Sie legte die Hand über die Augen — war es nicht, als sei plötzlich eine Binde von denselben gefallen?

Sie boten einen seltsamen Kontrast, die beiden Frauen, ich muß es gestehen. Die eine so elegant, mit dem sicheren Auftreten der Weltbame, einen feinen Hauch von Parfüm um sich verbreitend. Die andere herb, fast plump, ärmlich gekleidet, mit unschönen Zügen und straff auf den Wirbel zurückgestämmtem Haar. Aber in diesem Augen-

blicke waren es nicht die Weltbame und Bäuerin, nicht reich und arm, die einander gegenüberstanden, sondern zwei Mütter, zwei Christinnen, und die feine, schlanke Frauen-gestalt beugte sich wie schuldbewußt vor dem schlichten Weibe, niedergedrückt von der Seelengröße, die dieses vor ihr voraus-hatte

„Aber b'hüt Gott jetzt, gnäd'ge Frau! Ich verplausch' mich da und vergess' ganz, daß der Greinerbauer auf sein' Sach' warten tut und die Genzi Hunger haben wird; die Biege und die Hühner wollen auch versorgt sein. B'hüt Gott!“ Sie stampfte davon zu ihrem schweren Tagewerk zurück, von dem sie in ihrer demütigen Einsicht behauptete, es gebe ihr keine Gelegenheit, Gutes zu tun und das doch nur eine einzige Groß-tat war.

Frau Lenas Blick folgte ihr, bis sie ihm entwand, dann kehrte er zu den Schneerosen zurück, und plötzlich, als sei eine drückende Last von ihr abgefallen, breitete sie weit die Arme aus. Sie war blind gewesen gegen eine ewige Wahrheit, blind und taub. Wenn der Sturm durch den Forst braust und die schwachen, kranken Stämme knickt, was bezweckt er denn damit, als den anderen Luft und Raum zu schaffen, daß sie sich stärker und freier entwickeln können? Und wenn der Gießbach die Ufer überschwemmt, warum tut er es, als um das Gerölle und die Steine mitzunehmen, daß das Grün an ihnen voller und der Blumenschmuck reicher würde? Um das menschliche Herz ist es nicht anders bestellt als um

die Natur. Aber sie hatte den Sturm des Leidens durch ihre Seele brausen lassen, ohne daß er die Dornen und dürren Ranken irdischer Leidenschaften entfernen durfte, ohne daß er das Erdreich aufrüttelte, daß die Gottes- und Nächstenliebe tiefe Wurzeln in sie schlagen und kräftige Sprossen treiben könne. Sie hatte sich starrsinnig in ihr Leid eingeklinkt, wie in einen dichten Mantel, unbekümmert darum, daß neben ihr so viele Arme waren, die der Hilfe bedurften, so viele Trostlose, die aufgerichtet werden wollten.

O, wie klein, wie verächtlich klein war sie doch neben jener schlichten Frau aus dem Volke und arm dazu, denn dieser streckten sich noch ein Paar dankbarer Kinder-ärmchen entgegen und sie besaß einen Schatz von Freude in ihrem opfermütigen Herzen.

„Gitta, mein Kind, verzeihe mir! Ich glaubte dein Andenken zu ehren und habe es geschändet. Doch ist es nicht ganz zu spät, noch kann ich gut machen, was ich gefehlt. Hilf mir dabei, mein Kind, daß du verklärt auf mich herabstehest! Ich will ja auch nicht mit leeren Händen kommen, wenn mich der Herr abraust, ich will etwas aufweisen können, um dessentwillen er mich zu dir geleitet und an deiner Seite bleiben läßt. Aber ich bin so schwach, und das Leben ist so schwer — hilf mir, Gitta...“

Sie beugte sich über das Grab und zeichnete mit fester Hand das Kreuzzeichen auf dasselbe. Dann schritt sie hochgehobenen Hauptes davon, einem neuen, besseren Leben entgegen.

Spiel und Scherz.

Humoristisches.



„Was macht denn Ihr Sohn jetzt?“
„O, der ist den meisten Leuten über und hat eine hohe Stellung.“

„Nanu, was macht er denn?“
„Er legt die Schornsteine!“

Kindermund. Mutter: „Weshalb machst du denn deine Schulaufgaben nicht,

Fritzchen?“ — Fritzchen: „Ach, liebe Mama, ich kann nicht schreiben, ich habe meinen Fuß verstaucht.“

Erakt. Mathematikprofessor (zu seiner Nichte): „Mit dem Heiraten ist es so eine Sache, mein liebes Kind! Am besten tust du, wenn du aus Liebe und — aus Vernunft heiratest.“

Raffinement. Gutsbesitzer: „Johann, ich will meinem künftigen Schwiegersohn mein Gut zeigen, fahre daher ganz langsam, damit es recht groß aussieht.“

Angenehm. Baron: „Nun, passen die alten Kleidungsstücke, die ich Ihnen geschenkt habe?“ — Bettler: „Famos! Als ich eben hier ins Haus ging, sagte noch einer hinter mir: „Ist der Baron aber heruntergekommen!“

Ach so! Herr A.: „Ich sage Ihnen, mein Brot muß ich wirklich sauer verdienen.“ — Herr B.: „Aber ich hielt Sie für ganz wohlhabend.“ — Herr A.: „Bin ich auch, denn meine Essigsabrik geht sehr gut.“

Nicht zu fangen. Vater: „Aus der Verlobung wird nichts. Dein Bräutigam ist mir zu dumm; er hat's nur aufs Geld abgesehen.“ — Tochter: „Gewiß nicht, Papa. Er will mich auch ganz ohne Mitgift heiraten, hat er gesagt.“ — Vater: „So? Nun, dann ist er noch dümmer, als ich schon dachte, dann wird erst recht nichts daraus.“

Sirenenklänge. Arzt (zu einer Frau, deren Mann krank liegt): „Aber, beste Frau, wie können Sie bei diesem herrlichen Wetter die Fenster des Krankenzimmers geschlossen halten!“ — „Ach, Herr Doktor, es ist

nicht auszuhalten mit meinem Mann, wenn er hört, wie sie drüben im „Blauen Affen“ frisch anzapfen!“

Aus dem Briefe einer Stroh-witwe an ihren Gatten. Zum Schluss teile ich dir noch mit, daß wir alle gesund sind. Karlchen hat wieder ein Bähnchen bekommen. Dasselbe auch von dir hoffend, verbleibe ich Deine Dich innig liebende Emma.

Dexierbild.



Wo ist mein Wanderkollege?

Mo unsere Toten ruh'n.

Komm, deutsche Mutter und folge mir über das große Erntefeld des Todes und du sollst sehen, wo dein tapferer Sohn begraben liegt. Ueber zerstampfte Felder, vorbei an brennenden Dörfern, die wie Zornfackeln Gottes im Lande der freveln Friedensstörer lodern, geht der traurige Gang bis zum stillen Waldesaum, der von der Abendsonne überstrahlt ist. Dort ist das Grab, wo auch dein Kind liegt. Der Kanonendonner, der dumpf über das hügelige Land grollt, ist sein Schlummerlied. Das schlichte Kreuz ist von rauhen Soldatenhänden mit Eichenlaub geziert und mit Asten, dort aus dem schönen verwilderten Garten.

Weine dich aus. Ich fühle deinen Schmerz mit dir, aber auch deinen Stolz, eine deutsche Mutter zu sein, die ihren Sohn für das liebe Vaterland opfern durfte. Millionen Gebete steigen für dein Kind zum Throne des Höchsten empor und Millionen Lippen flüsternd auch dir heißen Dank.

Jetzt ruhen sie in Frieden, die Braven und die Sonne faltet ihre goldenen Hände über sie. Ich spüre wie sich ihre Ruhe auch über mich ergießt. Dulce et decorum est pro patria mori: Süß und ehrenvoll ist es, fürs Vaterland zu sterben. Wie das Blut der Gefallenen sich unten in der dunkeln Erde vermengt, so fließt hier oben unsere Liebe und Begeisterung in hellen Flammen zusammen. Einigkeit macht uns zum Riesen, der sich aufrecht den Uebermut der Feinde zu verbieten und sein gutes Recht zu wahren. Schlaft wohl Kameraden! Uns steht noch Kampf und Not bevor bis wir vielleicht das Loß mit euch teilen dürfen oder bis der Sieg unser ist und wir tausendfach das ernten können, was ihr in Schmerzen gesät. Spitzer. Speyer.



Soldatengrab im Feld.



Der sozialdemokratische Reichstags-
abgeordnete Dr. Ludwig Frank, fiel auf
dem Felde der Ehre.

Dr. Frank war, obwohl er bereits das lands-
stumpfsichtige Alter erreicht hatte, als Kriegs-
freiwilliger in das Heer eingetreten. Er war
am 25. Mai 1874 geboren und gehörte seit 1906
als Abgeordneter für Mannheim im Deutschen
Reichstag an.



Auch die Engländer müssen arbeiten: Englische Gefangene
bei der Arbeit.



Blick auf das Zeltlager englischer Gefangener.

Die von den deutschen
Truppen gemachten Ge-
fangenen werden in ihren
verschiedenen Lagern, die
sich über das ganze Land
ausbreiten, zu den verschie-
densten Arbeiten angehalten.
So werden die englischen
Gefangenen mit Trocken-
legen von Mooren und
derartigen Kulturarbeiten,
die Franzosen mit dem
Ausgraben von ihnen selbst
gepöngten Bahnanlagen
beschäftigt, eine ganz ge-
rechte Ausnützung der Ar-
beitskräfte, die das wieder
gut machen, was sie, freilich
ihrer Pflicht gehorchend,
zerstört haben, für die Ge-
fangenen eine Abwechslung.

Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 37

Verlag von J. P. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Zürich.

Jahrgang 1914



Im Massenquartier zur Kriegszeit.

Phot. A. Fröhling, Würzburg.

Der Kaplan von Selva. Aus dem Grauen Bunde. Erzählung von P. Maurus Carnot.

Nachdr.
verb.

Die Augen des Erzählers waren feucht geworden. Die Hände umfaßten trambpfaß den Säbel. Das graue Haupt senkte sich, als hätte eine Schuld sich auf dasselbe gelegt. Er schwieg.

„Eine plätschende Reminiszenz, die schier ins Herz greift, Herr Oberst,“ unterbrach der Hauptmann nach einer Weile die Stille, während Trineli sich näherte.

„Hauptmann, schweigt davon vor dem Frauenzimmer! So eine, die von Soldatenpflicht und vom tapfern Sterben nichts begreift, möchte meinen, wir hätten den Sterbenden einfach forttragen sollten. Bald gemeint. Aber er war in unsern Armen gestorben und hätte uns gesluchet, ich sag's, er hätt' im Tod uns gesluchet! Freilich, so von einem Sterbenden fortgehen, das ist eigentlich höllisch schwer! Aber daneben himmlisch schön! Meint Ihr nicht auch, Herr Hauptmann?“

Dieser erhob sein volles Glas: „Herr Oberst, stoßen wir an! Dieser Kurasch bei einem simplen Bauer! Diese Lieb' zur Heimat!“

Der Oberst richtete sich wie erleichtert empor, sein Antlitz leuchtete in Freude. Wohl zitterte das Glas in der Hand, aber es gab einen festen Klang.

Die Sankt-Peterskellnerin stand wieder am Tischchen und fragte: „Herr Obrist, wem gilt an das Vivat, wenn man frage darf?“

„Ei was, einem Toten! Und so ein Jüngferli denkt an die Toten erst am Allerseelentag,“ scherzte der Alte und schnürte den Säbel um.

„Zeit, Herr Hauptmann?“

„Sechs.“

„Reißt eilen. Wäht noch vieles aus jenem Tal. Ein andermal und da muß die Jungfer Kellnerin alles hören. Da — ist schon recht, laß den halben Gulden und bet ein Vaterunser für einen, der schön gestorben ist, da, auf diesem Fleck Bündnererb! Aber das Kärtli nehm' ich mit. Ah, Ihr habt noch auszutrinten, Herr Hauptmann! Nur piano! Aber, sagt, hab' ich nicht recht gehabt? Die Wäherwürmer —“

„Wie der selige Vater Rudwärts in Hall einer war —“ warf lachend der Hauptmann dazwischen und trant weiter.

„— die kennen die größten Helden gar nicht. Haben wir da als Studentchen ein Langs und ein Breits über den gloriosen Tod vom Epaminondas müssen auswendig lernen und feierlich hertragen! Und der Tavetscher Bauer ist ihm um kein Haar nicht nachgekommen! Und wer weiß, ob er noch zwei Buchstaben auf dem Grabkreuz hat!“

Der Einsame am runden Tisch hatte aufspringen mögen. Schweiß stand ihm an der Stirn. Er preßte die Lippen zusammen, Freiheit gönnte er nur seinen scharfen Augen, diese mußten den grauen Offizier so genau anschauen, daß sie ihn nie verlieren konnten. Wie! Er stützte, als die beiden fort waren, die Stirn auf die Hand. „Dabe ich den nicht schon einmal gesehen? Aber die grauen Haare? Nein, er ist es nicht! Aber den tapfern Tavetscher hab' ich gesehen — im Sarg — mit entseßlichen Wunden — meinen Oheim wieder —“

„Fräulein Katharina, zahlen!“

Ein Weilschen später ging der Gast im Priesterkleid aus dem Peterskeller hinaus, hinaus weit auf den Friedhof. — — —

Armenseelen Sonntag war's und Abend. Der junge Graubündner im Priesterkleide hatte aus Trinelis Mund erfahren, wer die beiden Offiziere waren und daß sie an jedem Sonntag und jedesmal zur gleichen Stunde und jedesmal am gleichen Tisch im Sankt Peterskeller zum Glas Wein sich einstellen. Das war eines. Und das zweite war fast ebenso sicher: am Armenseelen Sonntag wird es im Keller nicht viel Leut geben. So war es auch. —

Am runden Tischchen unter dem Fenster saß der Graubündner; neben der Halben des guten Gelben lag wieder das aufgeschlagene Horazbuch. Und es war die Ode „Ad amphoram“, die er las. Aber des Römers Lobgesang auf die treue Flasche kam ihm heute vor wie eine schreiende Drehsorgel in heiliger Abendstille. Der Oheim, voll Blut und Wunden im schwarzen Sarg, seit acht Tagen konnte er ihn nicht mehr vergessen.

Aber in die wilde, weltferne Heimat zurückkehren? Nein, das nicht! Salzburg — Selva, zu weit auseinander! Und was tun im Felsenest Selva? Was sie dort tun: ums tägliche Brot beten und es hundertmal zu teuer mit krummen, schweißnassen, blaugefrorenen Händen bezahlen, dem Rind das Futter suchen, das Rind schlachten, das Rind zu Kartoffeln aufessen. —

Der schöne Bündner am Tisch schüttelte sich, ihm graute davor, wenn — Fräulein Jabella von Brandis hätte in Selva müssen Stallmagd werden! Warum dieser Name — die Grafentochter? Ja... Er schüttelte die schwarzen Locken und trommelte mit den Fingern auf Horazens Flaschen-Ode. Dunkles Rot rann über die braunen Wangen, rann einmal nur und verschwand.

Im Sankt-Peterskeller war's öde. Nur in einer Ecke saß ein altes Weibchen mit dem großen Schirm auf dem Schoß und hatte verweinte Augen und bröckelte Schwarzbrot in die Brüste. Wohl eine Mutter, die vom Gebirge gekommen war, um ein Liebes, ein junges, totes, zu besuchen, das auf dem großen Friedhof draußen wildfremd und ohne Blumen schlief. Trineli hatte sich zur Alten gesetzt, die Waise, um in feuchte Mutteraugen sehen zu dürfen. Trineli war ja ohne Mutter und ohne Liebe. Daß man sie gern hatte im Sankt-Peterskeller, ja das war noch keine Liebe! Nur der Student, nun der — Geistliche mit den schwarzen Locken, der wohl, der hatt' es immer gut gemeint mit ihr! Geld hatt' er ihr keins geben können, aber da und dort ein gutes Wort: sie soll auf Gott vertrauen, sie soll auf ihre Ehre schauen, doppelt, weil sie eine Waise sei, er sei auch eine Waise! Alles so ehrlich, so gut, so rein! Und jetzt war er Priester geworden! Und sie wußte nichts davon! Und erstarrt war er geworden, aber immer noch so gut, so mild! —

Endlich kamen zwei Gäste. Trineli hatte, dem Gast am runden Tischlein zulieb, eine kindliche Freude, daß sie eine so gute Prophetin war: an jedem Sonntag, zur gleichen Stunde, am gleichen Tisch — der graue Oberst und der Hauptmann.

„Mutterli, die Bräut kostet gleich mir —“

„O, so vergelt's Gott im Himmel auf!“

Und das Mutterli ging. Der Gast am Tische machte nun Ernst mit seiner Horazlesung. Die ganze Jubel-Ode in saturnischen Versen wollte er fleißig durchgehen, alles andere vergessen, zuerst Selva, dann Jabella von — — — ach, daß — zum erstenmal an diesem Abend — ihr Bild ihn betrübigen mußte! Er hatte es nicht gerufen, er wollte es nicht, am wenigsten am Allerseelen Sonntag, er, der arme, fremde Waisenknabe — in Locken, die vielleicht bald unter der harten Scheere des Erzbißhofs auf der silbernen Teller fallen sollten! —

Der gute graue Oberst hatte sein erstes Glas weg; aber er wollte nicht gesprächig werden. Das zweite Glas. Ach, nun war er gar im Engadein! Plänkereien, Scharmüßel, Martinsbrud, Finstermünz, ein Kämpfen hin und her und ein Erzählen hin und her! Trineli lehnte sich an eine dicke Saute und schob oft die kleine, dicke Hand an das gährende Mündchen.

Es kamen etliche dicke Bürger, die sich Wein bestellten und sich langweilten, langweilten wie der Horazleser sich greulich langweilte. Er klappte das Buch zu. Trineli sah das nicht gern und sie wagte es, einen Stuhl näher an den Offizierstisch zu rücken:

„Herr Obrist, verspreche macht halte!“

„So? Und? Richtig, so will ich nun erzählen, wie wir den General Demont gepackt und nach Innsbruck gebracht haben.“

„Ach, das leidige Kriegshandwerk! Das paßt nit für mi. Wissen's sonst gar nit? Am letzte Sonntag —“

„Om, ja. Von einem Malefizbus und dem sein Mädeli —“

„Das paßt an nit für unsereins —“ lachte Trineli und zupfte an der weißen Schürze.

„Paßt prächtig! Ein lustiges Gschichtli ist's! Notabene Herr Hauptmann, es gehört dann auch noch zu meiner Kriegsgeschichte.“

„O, so fangen's einmal an, bitt schön!“

Trineli faltete die Dauchhändchen auf dem Schoß und lehnte sich an den Stuhl und wollte andächtig lauschen.

Der Oberst lächelte mit dem ganzen gemüthlichen Gesichte, feuchtete den Gaumen, fuhr über die Stirne, dann kam es:

„Also etwas vom Malefizbus und seiner kleinen Schwester! Aber eins: es soll mich niemand mehr unterbrechen, das Dinglein hat gar zarte Fädchen und ich könnte leicht eins verlieren.“

Wie der Malefizbus in der Tauf benamft worden, hab' ich leider vergessen im Taufbuch nachzuschauen. So heiß' ich ihn halt so und er verdient ein bißli seinen Namen. Daheim ist er dort gewesen, wo wir den zerfetzten Tavetscher im Sterben haben gelassen am letzten Sonntag, das heißt, vor fast — was mag es sein? — achtzehn Jahrzehnten. Er ist leicht acht Jahr' alt gewesen. Aber vor dem Knirps hab' ich mehr Respekt gehabt als vor dem propizigen französischen General.

Das ist halt so gekommen: Wir Oesterreicher sind wieder ins Tal zurück und haben es okkupiert. Mit den braven Talteuten sind wir so ziemlich einig gewesen. Aus-

genommen eben mit dem Malefizbub, mit dem nicht! Weiß ich, warum? Der kleine Tavetscher hat die Fremden nun und nimmer können ausstehen. Die Leute haben uns Fleisch gegeben, Trineli, so ein Fleisch lauter man in Salzburg nicht, so rot wie deine Lippen. Schweig! Und Enzian, das ist ein Schnaps, ich sag' euch, der fährt wie ein Blitz in der ganzen Leiblichkeit herum. Aber einzig der Bub hat uns nicht leiden mögen, hat uns immer nachgeschaut wie einer Herde Teufel. Und ist so ein liebes, herzigs Kerli gewesen. Wangen wie Kaiseräpfel, Augen groß und glänzend wie zwei Heiliggrabkugeln. Ich hatt' ihm grad ein Bussel geben mögen, wenn's ordnungsmäßig gewesen wäre, ihm, dem Erzfeind der Oesterreicher!

Und einmal — Trineli, jetzt kommt's — einmal hat er eigentlich Spektakel gemacht! Hört! Da muß unsere Patrouille auf so 'n Hügel hinauf. Droben steht so eine miserable Hütte, wo die Leute Käs machen. Jetzt regnet's Steine auf unsere Soldaten herab, kleine fliegende, größere rollen und krollern. Was ist's? Der Malefizbub steht droben und sein Mädli. O die zwei! Da hat ein Korporal 'nen Schuß losgelassen —

„Oh!“ Aber bald legte sich das Bauschhändchen auf Trinelis vorlauten Mund und der Oberst fuhr weiter.

„Natürlich ins Blaue. Man schießt nicht auf Kinder. Aber der Bub droben hat sich nicht gescheut. Er hat mit einer Steinkeule geantwortet. Aber besser getroffen, als unser Korporal, viel besser! Er hat eine österreichische Miliz, die Miliz des Korporals getroffen. Und der ist zur Erde gepurzelt und hat geschmault, als sei's Malthäi am Letzten. Aber es hatt' können verflucht böß gehn. Verflucht böß! Wie der Korporal so am Boden schnauft und sich krümmt, fährt den Soldaten der Zorn in die Fäuste. Ich bin Hauptmann gewesen und verantwortlich für die verurteilte Lage und Situation. Ich kommandiere: Hand vom Gewehr! Schießen auf Kinder, das war' himmelschreiend. Ich hab' wollen den Hügel ohne Blutvergießen nehmen und sage meinen Leuten: Zieht euch zurück, ich will versuchen, mit dem Malefizbub in Güte fertig zu werden. Nu gut. Ich geh' allein dem knirschigen General entgegen. Der bückt sich wieder nach einem Stein, schwingt den Arm. Aber das Mädli neben ihm hält ihm den Arm. Ich will ihm meine friedliche Absicht bekunden, ich werf' ihm Kußhändli zu, zeig' ihm meine goldene Uhr, ich lache mit dem ganzen Gesicht. Der Bub erwartet mich droben, aber, ich sag' euch in ganz entschiedener Defensivposition.“

Das ist ein schönes Bild gewesen: der Bergbub, ohne Hut und Kappe! Mit der rechten Hand hält er einen Stein umklammert, mit der linken faßt er das Mädli am Arm. Die Kleine, so ein blonds Engelskind, hat gezittert, mit dem Händli immer wieder die Goldhaare aus dem Gesicht gestrichen und mich angeschaut und den Buben angeschaut und geweint hat's.

Endlich stehen wir einander ganz nah gegenüber. Der Malefizbub schaut mir scharf in die Augen, beißt die Lippen zusammen und sagt kein Sterbenswort. Auf mein Schmeicheln und Fragen und Lächeln kein Wortlein. Er traut mir nur halb. Den spitzen Stein schiebt er vorsichtig in die Bauschtasche. Ich mache ihm klar, daß wir nun mitsammen ins Dörflein gehen sollten,

da droben habe eine Patrouille zu stehen. Es müsse so sein. Es werde nichts, gar nichts gestohlen. Der Bub muß nachgeben. Rasch dreht er den Schlüssel und zieht ihn von der Tür und schiebt ihn ins Hosentäschchen. Aber mir vorausgehen? Nicht ums Himmels Preis! Fünf Schritte hinter mir will er gehen, das Schwesterchen an der einen, den spitzen Stein unter der andern Hand. Als wär' ich nur so sein Kriegsgefangener gewesen! So sind wir ins Dörflein nunter.

Jetzt hab' ich wollen dem trügigen Davidli wenigstens Schrecken einjagen. Gleich ist der kleine Dorfplatz voll gewesen: Soldaten, Männer und Weiber und Kinder und Hunde. Wir drei zumitten drin. Der Vater ist gekommen und hat dem Bub einen Stoß gegeben: „So soll man nicht Steine werfen auf die Leute!“ Und die Mutter, ja, die hat auch gebrummelt, hab' nicht alles verstanden, was sie gesagt hat. Und die Leute haben auch aufbegehrt gegen den Malefizbub, wohl weil sie gemeint haben, wir Oesterreicher werden nun das Dörflein gleich mit Haut und Haar und Schneid und Spieß aufessen.

Das ist fein zugegangen, sag' ich euch! Nur einer ist dagestanden wie ein steinernes Bildstöckli. Der Bub, und hat sein Schwesterchen nicht losgelassen und den Stein auch nicht. Apropos, er hat uns fest ausgescholten, wir fremde Menschen hätten die Milch ausgetrunken und das rote Fleisch aufgeessen und Vater und Mutter und die Männer seien Hasen gewesen, sonst hätten sie das nie zugegeben. Die Franzosen und Oesterreicher seien Lumpengeiseln und sollen sich aus dem Land machen! Ich sag' euch, der kleine General hat böß dreingehaut, halt den Arm ausgestreckt, bald beide Arme auf die Brust über's Kreuz gelegt, akkurat wie der Napoleon bei Austerlitz, ich hab' ihn gesehen, Gott tröst' ihn auf der Insel draußen und laß' ihn nimmer zurück! Und das Mädli im Goldhaar! Bald hat's geweint und ist zu mir gesprungen, ich soll das Brüderli nicht totschießen lassen, bald hat's ihm 's Handli auf den Mund gelegt, halt's Köpfli auf die Schulter, als müßt' er sterben — o, das lieb — Anneli hat's geheißen — ich seh's noch vor meinen Augen wie meine Faust! —

Plumps, trad! Ein Stuhl ist umgefallen das runde Tischchen im Fallen, Flasche und Glas und Doraz haben schon den Boden erreicht! Trineli war aufgesprungen, der Oberst und der Hauptmann starrten großmütig hinüber.

Dort stand der Gast im Priesterkleid, hoch aufgerichtet wie ein Steinbild. Die großen dunklen Augen starrten herüber. Einen Augenblick nur: dann kommt er selbst, rechts und links wackeln die Stühle zur Seite — er steht vor dem Oberst, er schaut fest in die guten grauen Augen, ein Lächeln, die Wangen braunrot, dann ein festes Wort, ein Donnerwort:

„Der Malefizbub von Selva — bin ich!“

Und wie vom Donner angerührt, schrak der Oberst auf die Stuhllehne zurück.

„Ja, Herr Oberst, ich bin's, ich bin der selbhabtliche Malefizbub —“ Da war der Alte aufgesprungen und der Stuhl fiel polternd rückwärts.

„Jegges, was war' denn böß!“ schrie Trineli.

„Amüsant, in der Tat amüsant!“ rief der

Hauptmann und sprang auch auf, sein Stuhl stürzte auch. Die dicken Bürger weiter hinten waren auch nicht schlafend und wackelten herbei.

Da fuhr der junge Priester mit der Hand durch die schwarzen Locken und sein Lachen klang kindlich, hell, stark. Und zwischen hinein Trinelis Lachen. Dem Oberst war's nicht ums Lachen.

„Se, stell' mal die Stühle auf! Und Sie, Hochwürden, ja, das ist ein dummer Spaß, salva rentia! Meinen Hochwürden, ich sei besoffen?“ —

Zitternd fuhr die hagere Rechte von der Stirn auf das Herz, das aus dem Waffengod herauszitterte; und die goldenen Sterne und Kreuze zitterten mit. Aber der Hochwürdige stand wieder da wie ein Steinbild, die Arme auf der breiten Brust verschlungen — nur die dunklen Augen rollten unheimlich. Da war's, als fürchtete sich der Oberst: er stammelte einige „Ah, Ah“ und tastete mit den bebenden Händen auf der Tischplatte. Unheimlich still.

„Amüsante Situation,“ lachte laut der Hauptmann. „Hochwürden, wenn Sie der besagte Bub sind, so haben's jetzt Rache genug genommen. Sehen's, der liebe Herr Oberst zittert vor Euer Hochwürden —“

„Unsinn!“ protestierte der Oberst. „Hauptmann, wie viele Flaschen vom Gelben hab' ich getrunken?“

„Die erste ist's,“ sprach ernst die Sankt-Peterskellnerin; aber sie hatte es nicht gut getroffen. Varsch donnerte es ihr entgegen:

„Einfältiges Junferli, das brauchst du nicht zu bezeugen! Mehr als mei' Flasch hab' ich nie getrunken, schweig! Aber Sie, Hochwürden, lassen's gut sein! Es ist ein Spaß, nicht grad fein!“

Der Alte hatte sich auf seinen Stuhl niedergeworfen und wollte eben den Säbel auf die Knie legen, um diesen das unsolatische Schlottern zu vertreiben. Aber seine Rechte war nicht mehr frei — sie ruhte, sie ächzte schon in den sehnigen, warmen Händen des Graubündners.

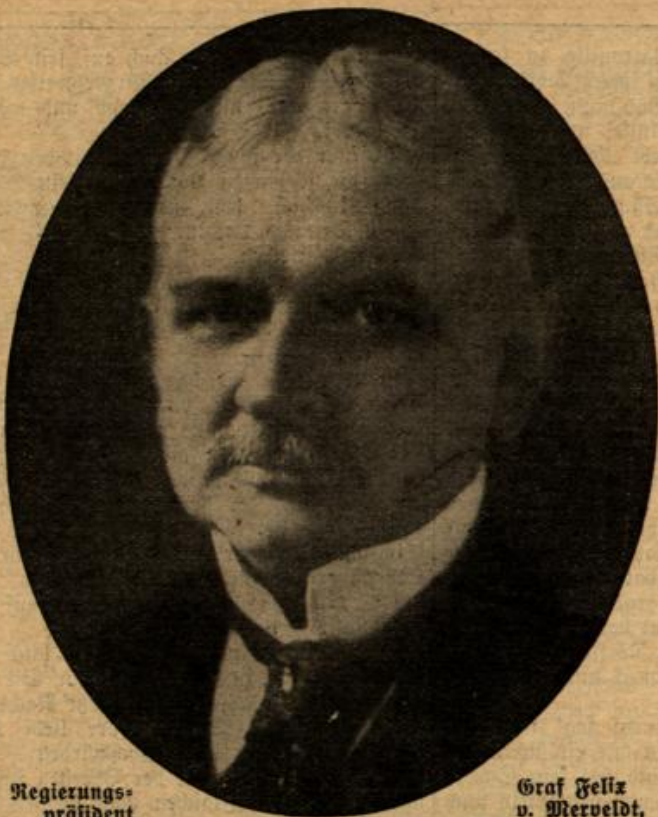
„Ich bin's, lieber, guter Hauptmann von Selva! Herr Oberst, o sehen Sie doch, wie der Malefizbub Ihnen so stürmisch dankt! Vergelt's Gott, vergelt's Gott!“

Er konnte es nicht hindern, der Oberst: eine hagere Hand empfing von zwei Manneslippen einen langen, festen Kuß und war dann wieder frei.

Und alles kam wieder in Ordnung: die dicken Bürger kehrten zu ihrem Tische zurück; das runde Tischchen, der Stuhl und der Doraz, alles wieder an den rechten Platz. Und der Oberst wurde ruhiger und sein erstes Kommando lautete: „Trineli, neue Flaschen, diesmal vom Erzbischöflichen, versteht's? Und Zwiggläser!“ Dann wollte er, wie nach einer Schlacht, ein langes Denken und Ueberdenken; deshalb bat er: „Hochwürden, nun bitt' ich: wie sind Sie denn von Selva nach Salzburg heruntergefallen? Aber da nehmen's Platz, da zwischen uns Oesterreichern! Erzählen's, bitte, bis der Wein da ist!“

Es war keine lange Geschichte. Bald lustig, bald traurig. Und sie war zu Ende, als Trineli den Erzbischöflichen mit den drei Zwiggläsern auf den Tisch stellte und einschenkte und sich leise, leise, wohl ein wenig im Hintergrund, hinsetzte.

Da klangen die Gläser hell und stark: „Zum Wohlsein, zum Wohlsein!“ Und dazwischen mit glodenhellem Ton: „Aber das



Regierungs-
präsident

Graf Felix
v. Merveldt,

der deutsche Gouverneur des russ. Grenzgouvernements Suwalki.



Zwillingsbrüder als Hornisten im selben Regiment.
Zwillingsbrüder, die im Frieden immer zusammen gearbeitet haben und nun auch im Kriege nicht getrennt sein wollten, sind in der gleichen Kompagnie eines bayerischen Inf.-Reg. als Signaltrompeter eingestellt. Sie heißen Franz und Max Liebhard und sind aus Holzkirchen bei München.



Hindenburgs Beute: Die Riesenmenge russischer Gefangener vor dem Bahnhof in Tilsit.



Links oben: **A. P. von Iswolski**, russischer Botschafter in Frankreich, einer der Bühler und Heher, die den Krieg auf dem Gewissen haben.

Mitte links: **General Rennenkampf**, der berühmte russische Reitergeneral, der in Ostpreußen seinen Ruhm verloren hat.

Rechts oben: **Ortelburg** nach der Befreiung von den Russen: Straße mit heimgekehrten Flüchtlingen.

Mitte rechts: **General Iwanow**, der Oberbefehlshaber der russischen Armee gegen Oesterreich-Ungarn.

Unten rechts: **Vom Kampf zur See**: Wirkung einer explodierenden Mine.



Wegen Spionage verhaftete ruthenische Popen auf der Fahrt zum Kriegsgericht. Es muß leider als erwiesen gelten, daß die irregeleitete und teilweise wohl auch bestochene ruthenische Bevölkerung von Ostgalizien unter Führung der Geistlichkeit dem Eindringen der Russen vielfach Vorschub geleistet hat.

Annali, mein Schwesterchen, soll auch leben!" Und dann schallhaft: „Und ich, der Malerzibub —“

Da hatte der Oberst wie vor schwerer Sünde drohend den Finger erhoben: „Das verfluchte und verwünschte Wort mag ich nimmer mehr hören! Hab's heut' abend leider, leider zu oft gebraucht. Nie mehr!“

„Gut, der Name ist Nebensache, die Hauptsache ist nun einmal da!“

„Daß wir uns hier, o hier in Salzburg wieder finden! Ich möchte grad ein Mastkalb schlachten!“

„Für den verlorenen Sohn —“

„Für den wiedergefundenen! Apropos: ich glaub' selber, wär' ich nicht grad in Selva

dabei gewesen, in dem Augenblick, ich glaub', man hätt' auf euch zwei Kinder geschossen. So hat der Korporal geschmaust und sich gekrümmt.“

Ein fröhlich Lachen — aber Trineli hatte die kleinen Händchen gefaltet und die Augen geschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mütze des Herrn Oberst Skizze von Alwin Römer.

Nachdr. verb.

Man hätte es ihr nicht zugetraut, der sauberen Alten des Herrn Obersten von Meisenfels. Sie sah so gerade und gewissenhaft aus, kokettierte nicht nach rechts oder links, wie ihre Schwestern bei den Leutnants oder Fähnrichen, und äugelte auch nicht so verliebt, wie das der junge Nachwuchs zu tun pflegt, mit dem Schirm. Und doch war sie von dem Pfadestrammer Pflichterfüllung, der allein einer königlich preussischen Dienstmütze geziemend, abgewichen und hatte monatelang neben ihrer Obliegenheit als Kopfbedeckung ihres strengblickenden Eigentümers ein strafwürdiges Nebengeschäft betrieben. Sie war Briefkasten, Postbeutel und Ausgabehalter in einer Person gewesen und hätte eigentlich dafür ihres Amtes enthoben werden müssen. Gewinnsucht war ihr dabei allerdings nicht vorzuerwerfen. Sie hatte alles gratis besorgt, und so waren ihr mildernde Umstände nicht abzuspüren. Vielleicht bekommt sie späterhin lebenslangliches Postmuseum. Vorläufig ist sie merkwürdigerweise noch im Dienst. Aber in die Militärgerichte hat man ja nichts hineinreden.

Ihr Verführer war natürlich ein Husarenleutnant. Er hieß Leonhard von Borna und hatte die staatswidrige Einrichtung benutzt, dem liebreizenden Töchterlein des schrullig und bärbeißig angelegten Obersten das dunkelblonde Köpfchen ganz und gar zu verdrehen. Wie ein echter Husar hatte sich Borna das prächtige Menschenkind im Sturm erobert, nachdem er sich seiner unbezwinglichen Neigung zu ihr bewußt geworden war. Der erste, bekanntlich wunderbar süße Kuß war ihr, noch ehe sie recht erkannt hatte, daß er es war, auf den herzigen Kirchemund geflogen, und dann hatte sie ein paar Minuten in Leonhards Armen gelegen und Himmel und Erde und Papa dabei vergessen. Blödsinnig aber war ihr doch Numero drei wieder eingefallen und dazu sein strenger Befehl, sich beileibe nicht vor dem zwanzigsten Jahre zu verheiraten, da er nicht gesonnen und auch nicht in der Lage sei, in den nächsten zwei Jahren schon wieder ein Weibsbild auszusatten. Ihre Schwestern seien auch so alt und noch älter gewesen. Und für Ausnahmen sei er nicht.

Als ob sich Herzen kommandieren ließen wie grüne Husaren! Wenn Aurelie und Juliane bis an die „Dreißig“ gewartet hatten, so waren daran doch nur die beiden Assessoren schuld, die nun ihre Schwäger hießen. Daß Borna als Husar weniger langweilig gewesen war, durfte billigerweise niemand wundern, und sie selbst hatte es ihm am allerwenigsten übelgenommen. Aber heikel blieb die Geschichte darum doch, und einen Sturm würde es sicher erst geben. Daher waren beide nach eingehenden Überlegungen zu dem nicht gerade unvernünftigen Resultat gekommen, ihr lössliches Geheimnis zunächst an niemand auszulassen und den Papa Eisensprenger bei günstiger Gelegenheit zu überrumpeln.

Da nun an ein Rendezvous in dem kleinen Ernsthof sehr selten zu denken war und schon Lisbeth sich auf postlagernde Briefe durchaus nicht einlassen wollte, so war dem endlich der schneidige Borna auf den Gedanken gekommen, Papas Mütze mit ins Komplotz zu ziehen und die gegenseitigen Brieflein hinter dem Schweigleber der Pflichtvergeßenen zu verbergen. So kam es, daß der alte Oberst zum Postillon d'amour seiner eigenen Tochter wurde und fast täglich einen Sendboten in das Kasino und einen andern von dort wieder nach Haus besorgte.

Aber der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht! ...

Der Rittmeister Paul von Kaufungen ging eines schönen Abends die Treppe vom Kasino hinab, um seine junge angebetete Frau nicht allein zu Abend speisen zu lassen, als ihn ein beengendes Gefühl in seiner Mütze veranlaßte, diese nochmals abzunehmen und das Schweigleber glatt zu streichen. Dabei machte er die Entdeckung, daß sich hinter demselben etwas Weißes befand. Zunächst hielt er es für eine Visitenkarte, die er da wahrscheinlich einmal hineingesteckt hatte. Aber das Licht des Treppenleuchters ließ ihn einen gefaserten Rand erkennen, den Visitenkarten nicht zu haben pflegen. Nun glaubte er eine Einlage, die der Kürschner gemacht haben konnte, darin zu erkennen und wollte sie eben als überflüssig entfernen und fortwerfen, als er das längliche Papier mit Bleistiftzügen bedeckt fand. Das machte ihn neugierig. Er trat ein paar Schritte näher an die flackernde Gasflamme und las:

„Mein süßes Schätzchen!“

Herzlichen Dank für Dein liebes Gefrigel. Du glaubst, daß P. doch etwas gemerkt hat. Ich nicht. Er begegnet mir nach wie vor in der alten, freundlichen Art, hat also sicher keine Ahnung von unsern geheimen Beziehungen. Wenn er wüßte, daß er selbst unser Liebesbote ist! Ich glaube, er würde schrecklich wild! Manchmal habe ich wahrhaftig Gewissensbisse. Aber auch nur manchmal. Adio, Schatz! Morgen früh reite ich an Deinen Fenstern vorüber, also aufgepaßt. Mit Gruß und Kuß Dein Leonhard.“

Seine Hände zitterten, als er zu Ende war. Er mußte sich an die Wand lehnen, so mächtig hatte der Schlag ihn getroffen! War denn das möglich, ihn nach kaum sechsmonatiger Ehe so zu hintergehen? O diese Weiber! ...

Und nun packte ihn eine furchterliche Wut, und wie rasend stürmte er die Treppe wieder hinauf, um den Schuldigen auf der Stelle zu züchtigen. Natürlich war das Borna, sein eigener Cousin, der ihm das angetan hatte. Denn ein anderer im Korps hieß ja nicht Leonhard. Auch die Handschrift bestätigte es ihm. Wie er durch das Vorzimmer schritt, in dem die Garderobe abgelegt wurde, blühte ihm der Gedanke durch den Kopf: Du mußt sie beide beieinander haben, und es ihnen tropfenweise beibringen,

daß ihr fluchwürdiges Geheimnis verraten ist. Sie sollen gemartert werden, ehe sie zur Hölle fahren.

Daß sie beide sterben mußten, war ihm so klar und selbstverständlich, wie seinen Reuten der Antritt mit dem linken Fuße oder der Gabelstich auf ihren Säulen ...

Langsam trat er in das Gesellschaftszimmer, wo er Borna als Zuschauer einer Staspartie wußte.

„Du, Borna,“ sagte er heiser, „ich sollte dich zum Tee mitbringen. Das hatte ich vorhin ganz vergessen. Meine Frau sagt, du liebst dich ja gar nicht mehr bei uns sehen.“

„Sehr liebenswürdig!“ lächelte Borna. „Aber bin ich auch wirklich angenehm?“

„Du Heuchler, infamer!“ schrie es in des Rittmeisters Seele. „Aber warte nur, du sollst dein Teil schon kriegen!“

Doch bezwang er sich und antwortete freundlich, als hätte er hier den Jago zu spielen, wo ihm doch der Othello zustand:

„Welche Frage! Das weißt du doch selbst am besten! Biere dich nicht lange und komm!“

Borna ließ sich überreden und ging mit. Unterwegs war der Rittmeister höflich einfüßig. Kaum, daß er ein Ja oder Nein auf Borna's Fragen erwiderte.

„Das kann ja nett werden!“ dachte der seufzend. Und es wurde auch nett.

Eigentlichlich berührt fühlte er sich schon, als seine schöne Cousine über sein Mitkommen förmlich erschraf, was Kaufungen mit knirschender Genußnutzung konstatierte, da er es als eine schlecht verhehlte Ahnung der kommenden Katastrophe hielt.

„Wie häßlich, daß du uns einen Gast mitbringst, Paul!“ sagte endlich die Hausfrau, deren Gesicht jedoch diese Phrase noch immer ein klein wenig Lügen strasste. „Nicht wahr, Cousin, Sie nehmen doch färlisch mit dem, was wir haben? Ich bin nämlich, offen gestanden, nicht auf ein reguläres Souper eingerichtet.“

„Oh, ich bitte, keine Umstände, verehrte Cousine,“ sagte Borna verbindlich und sah seinen Better damit vorwurfsvoll an. „Wenn ich gewußt hätte ... hm ... ich glaubte ...“

„Macht doch keine Nebenarten!“ unterbrach ihn der Hausherr. „Die Sache wird schon gehen, und ihr sollt satt werden. Dafür siehe ich euch. Ich habe nämlich nachher noch ein Extragericht ...“

Und den letzten Satz begleitete er mit einem beinahe beängstigenden Lachen. Sonst hatte er nie Wiße machen können. Und in dieser tragischen Situation gelang ihm das schönste Wortspiel.

„Na, da bin ich neugierig!“ sagte Borna, während Frau von Kaufungen besorgt den Kopf schüttelte. Sollte Paul im Kasino zu viel getrunken haben? Das wäre doch entsetzlich!

Bei Tische ging es äußerst schweigsam zu. Der Rittmeister tat nur so, als ob er aße. Seine Blicke wanderten verstohlen von einem

zum andern, die über sein merkwürdiges Wesen beide ihren Gedanken nachgingen. Er hielt das für die Befangenheit der Schuld. „Na, Kinder, ihr redet ja gar nicht!“ sagte er endlich.

„Du bist ebenso schweigsam!“ entgegnete Borna.

„Und du ist ja gar nicht!“ setzte die Hausfrau hinzu.

„Doch, doch!“ beruhigte er sie ein wenig völli und nahm dann sein Beinglas.

„Prosit Borna! Prosit Lucie!“ sprach er sie lächelnd an. „Wer weiß, ob wir im Leben noch mal so gemütlich zusammenkommen!“

„Sehr gemütlich!“ dachte Borna und stieß mit ihm an.

„Er ist sicher betrunken,“ sagte sich die junge Frau voll Wehmut. „Man sieht's ja an seinen Augen. Und Lucie hat er mich sonst auch nie genannt!“

Ihr Blick traf fragend Borna, der indes nicht wußte, ob sie wirklich auf diesem Wege Auskunft von ihm verlangte. Er senkte den Blick und gewahrte dabei, wie der Rittmeister ihn beobachtete. Daraufhin stieg ihm das Blut in den Kopf, was den Rittmeister mit einer Art von teuflischer Freude erfüllte.

„Sagt mal,“ begann er darauf wieder, „ihr seid doch Cousin und Cousine geworden? Warum sagt ihr eigentlich immer noch „Sie“ zueinander... Ihr müßt Bräuerschaft trinken! Oder dinst ihr euch etwa schon?“

„Aber Paul!“ schmolte die junge Frau.

„Ich weiß nicht, wie du bist!“ lächelte Borna gezwungen. Ihm wurde nachgerade unheimlich zumut. Aber Kaufungen gab nicht nach. Sie mußten ihre Gläser miteinander leeren.

„Und nun kommt das versprochene Gericht!“ erklärte der Rittmeister freundlich und verließ das Zimmer. Er wollte nämlich seine Pistolen holen.

„Ich glaube, Paul wird krank!“ bemerkte vorlegen Borna.

„Wenn er nur nicht...“ Sie verschluckte erröthend das Ende des Satzes und murmelte: „Entsetzlich, entsetzlich!“

Dann vernahmen sie draußen ein paar Stimmen, die den Rittmeister begrüßten. Ein paar Augenblicke später führte der Hausherr

den Oberst von Meijensels mit seiner Tochter in den Salon.

„Welche Ehre!“ sagte gefaßt Frau von Kaufungen und schob ein paar Hautenils an den Tisch. „Bitte, Herr Oberst. Kommen Sie hierher, Fräulein Lisbeth!“

Der Rittmeister stand am Tisch und trommelte unbewußt einen Marsch auf dem Tischtuch. Die beiden waren ihm seiner Stimmung nach höchst unlegen gekommen.

„Mein lieber Rittmeister,“ begann der Alte. „Ich wollte Sie nur benachrichtigen, daß wir morgen früh um zehn mal die Pferde Ihrer Eskadron nachsehen wollen. Ich hatte das beim Appell vergessen... Und dann — meine Lisbeth hat mich gleich darauf aufmerksam gemacht, wie ich nach Hause kam: wir müssen wohl unsere Mägen vertauscht haben!“

„Was?... So?... Wahrhaftig!“ entfuhr es dem Rittmeister.

„Ja, wenigstens meine ist es nicht!“ erklärte der Oberst. „Und Ihre Karte steckt ja auch drin!“

Zitternd griff Kaufungen nach der Mäge, die der Alte ihm hinüberreichte, während Borna einen ungeheuren Schreck bekam, freideblich wurde und mit merkwürdiger Hast nach der Tür eilte, um schnell die andere Mäge zu untersuchen, die er in des Rittmeisters Zimmer vermutete. Angstvoll schaute ihm des Obersten Tochterlein nach. In ihrem Herzen stieg ein Gebet empor um Rettung, so heiß, so innig. Aber es war leider schon zu spät.

Der Rittmeister hatte sich überzeugt, daß der Oberst ihm wirklich seine Mäge gebracht hatte. Nun sprang er wie wild in der Stube umher und lachte, aber so hell und glücklich, daß es seiner Frau wie eine Erlösung vorkam, obwohl sie bis dahin nicht einmal wußte, was ihren Paul gequält haben konnte. Der Oberst machte ein höchst verdüstertes Gesicht. Lisbeth bebt.

„Berehrter Herr Oberst, Sie wissen ja gar nicht, was für eine Freude Sie mir mit dieser Mäge gemacht haben,“ sagte der Rittmeister endlich.

„Na, das ist mir sehr angenehm zu hören,“ entgegnete dieser, „obwohl...“

„Ja, wissen können Sie das nicht. In Ihrer Mäge steckt nämlich ein Briefchen...“

„Herr Rittmeister!“ rief Lisbeth zaghaf. „Ach so!“ murmelte kleinlaut Kaufungen. „Ja natürlich!“

„In meiner Mäge steckt ein Briefchen?“ erkundigte sich der Oberst.

In dem Augenblick erschien Borna auf der Schwelle. Seine Hand hielt die Mäge des Regimentschefs, die er vergeblich nach seinem Brieflein durchsucht hatte. Er erkannte, wie schief die Geschichte stand, und beschloß rasch, allen weiteren Enthüllungen vorzuzukommen.

„Herr Oberst,“ sagte er und richtete sich stramm auf, „die Sache ist richtig. Der Brief war von mir!“

Kopfschüttelnd drehte sich der Oberst nach ihm um.

„Was sollte denn ein Brief von Ihnen in meiner Mäge?“ fragte er verständnislos.

„Der Brief war an mich, Papa!“ ertönte es nun von der andern Seite.

„Kreuzhimmeldonnerwetter!“ wetterte der Alte und fuhr zu seiner Tochter herum. „An dich?... Ach, darum wußtest du gleich, daß das nicht meine Mäge war! Und darum wußtest du durchaus selbst zu Kaufungen, sie umzutauschen? Ei, du nichts-nutziges Wettermädel du, was machst du da für Sachen!“

„Herr Oberst, ich liebe Ihre Tochter Lisbeth innig und aufrichtig und bitte, trotz dieser merkwürdigen Situation für eine solche Angelegenheit, noch heute um Ihre Einwilligung!“ klang fest Leonhard von Bornas Stimme wieder durch den Raum.

„Und ich lege ein gutes Wort für ihn ein, Herr Oberst!“ schloß sich der Rittmeister ihm an. „Er ist wirklich ein guter Junge. Viel besser, als ich gedacht habe!“

„O du Bösewicht!“ flüsternte seine Frau ihm zu. „Wir reden nachher miteinander!“ Laut aber sagte auch sie: „Bitte, bitte, Herr Oberst, mein Better ist wirklich ein vortrefflicher Mensch, der Ihre Tochter glücklich machen wird!“

„Na, dann nehmt euch meinethwegen, ihr unverschämtes Volk. Ich sehe ja, hier ist nichts mehr zu machen, und ich bin ja auch kein Rabenvater!“ rief der also Bedrängte. „Im übrigen aber, mein guter Herr Leutnant: drei Stubenarrest wegen Mißbrauchs einer königlichen preussischen Dienst...“

Humoristisches.



Nette Aussicht. Gast: „Jetzt habe ich schon dreimal gefragt, ob ich einen Rinder-

braten haben kann!“ — Wirt: „Ja, entschuldigen's, aber das kann i no nit sagen. Der Herr Amtsrichter ist gerade einen, und da muß i erst warten, was der übrig läßt!“

Stimmt. „Wo ist denn der übrige Braten hingekommen, Auguste?“ — „Den hat wieder die Kaze gefressen; Madame können mir's glauben, ich hab' sie selbst fort-schleichen sehen.“ — „Und ich hab' sie sogar mit Säbel und Sporen klingen hören.“

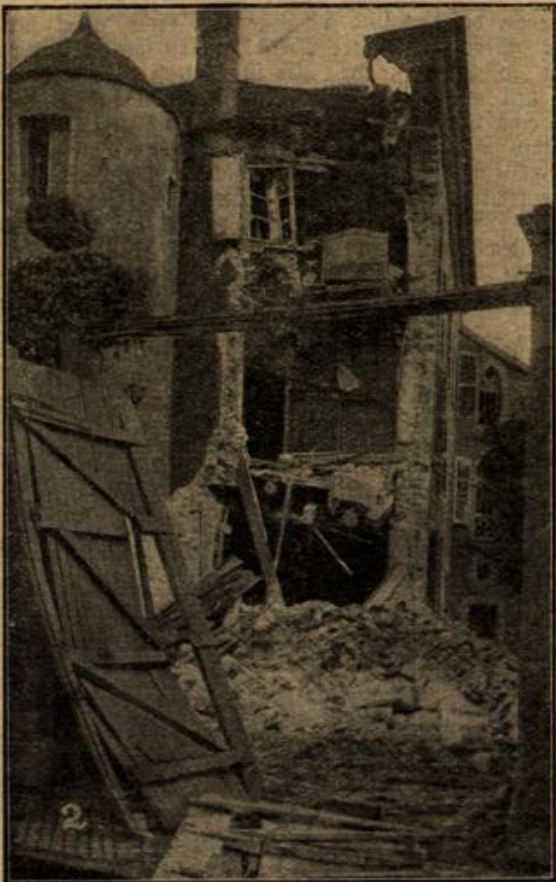
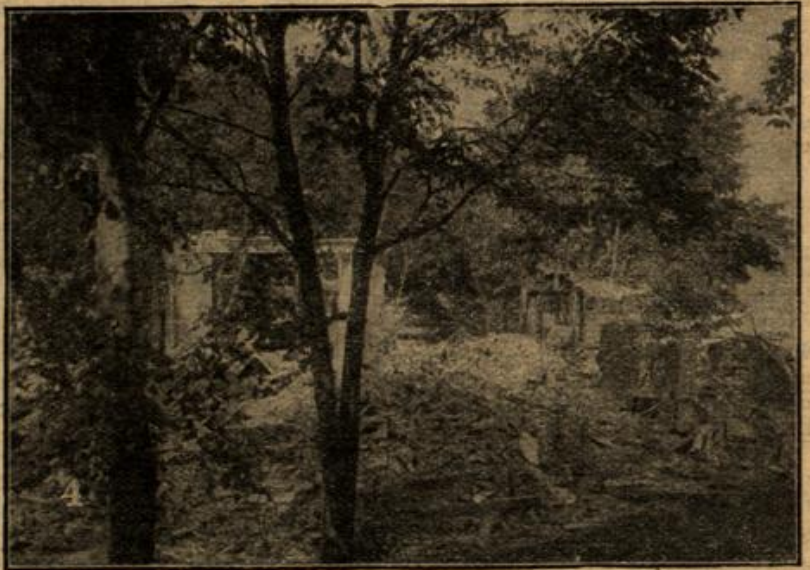
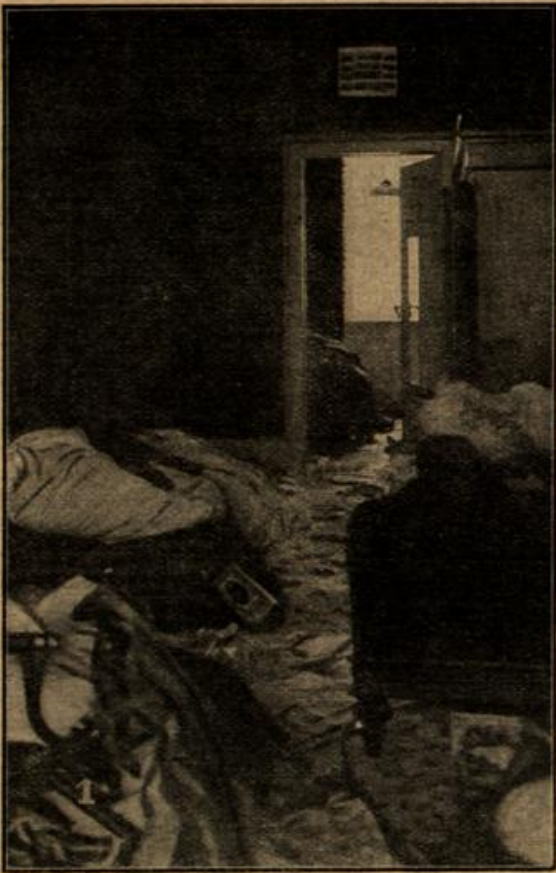
Schöne Aussichten. Baron (zum neuen Diener): „Das ist fatal, ich will den Schrank öffnen und habe den Schlüssel verlegt.“ — Diener: „Das werde ich gleich haben, ich kann alle Schlösser aufmachen.“

Unzufrieden. Drogiß (zum neuen Gehilfen): „Sie, mit dem neuen Rattenmittel, das Sie machen, bin ich gar nicht zufrieden; die Kunden, die sonst immer wieder Rattengift geholt haben, sind alle nicht mehr gekommen; die scheinen wirklich die Ratten verloren zu haben!“

Vexierbild.



Wo ist das Burgfräulein?



Bilder aus Saarburg.

1. Inneres einer deutschen Offizierswohnung, in der die Franzosen alles demoliert haben. 2. Ein einziger wohlgezielter Schuß auf ein Haus, in dem ein Beobachtungsoffizier stand. 3. Privathaus, vor dem feindliche Artillerie stand. 4. Ueberreste der Telegraphenstation Saarburg, die von den Franzosen zerstört wurde. 5. Verschossene und abgebrannte Kaserne, welche noch nicht bewohnt war. Die Franzosen haben 6 Stunden darin zugebracht. Abends gegen 1/2 11 Uhr wurde sie von den Deutschen zusammengeschoffen.

Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 38

Verlag von J. L. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Zürich.

Jahrgang 1914



Aus dem eroberten Montmedy: Französische Gefangene bei der Ausgrabung des von den Franzosen gesprengten Eisenbahntunnels von Montmedy.

Sortf.

Der Kaplan von Selva. Aus dem Grauen Bunde. Erzählung von P. Maurus Carnot.

Nachb.
verb.

Die vielleicht hätte man uns beide getroffen und dann wäre es kein Unglück gewesen, dann hätten wir im Himmel ein Haus bekommen. Vorher ein wenig Fegfeuer, Herr Oberst, denn ich bin wirklich ein wenig viel trübselig gewesen gegen den Adler Habsburgs."

"Ein kleiner Oberst — o, ich hab' ihn nie vergessen können —"

"Aber wenn wir beide unter den Augen gefallen wären, das Anneli und ich, dann hätten wir es nicht erleben müssen, wie nachher die böse Lavine und das Haus und alles begraben hat. Aber dann wäre ich wahrscheinlich nie von Selva fort, so aber ist die Fremde mein Haus geworden. Aber mein Anneli, wenn man die getroffen hätte und mich nicht, ich hätte auf Erden keinen leichteren Tag mehr gehabt!"

Tränen, zwei große, rollten über die braunen Wangen.

"Und lebst das Schwesterlein im Goldhaar noch?" fragte der Alte weich.

"Sie lebt und ist die beste Jungfrau am Rhein, von Selva bis zum Meer!"

"Ich glaub's, ich glaub's. Wie die geweint hat! So, so hat sie für den Bruder die Händel gefaltet. Ich seh' sie noch vor mir. Und hätt' ich einen Buben und wär' das Anneli noch frei, dann..."

"Und, Herr Oberst, wenn der Kaiser um ihre Hand bitten täte für einen Erzherzog, mein Anneli würde Nein sagen —"

Voll Ehrfurcht und mit andächtigen Händen schaute Trineli auf den jungen Priester hinüber, der so stolz von seiner Schwester sprechen durfte.

Hundertmal recht hatte der Oberst, als er nach der trauten Stunde beteuerte: „So glücklich hab' ich noch nie im Sanct-Peterskeller mein Herz und — mein Glas geleert wie heute.“ Man sprach vom Wiedersehen am nächsten Sonntag. Aber der Bündner war nachdenkend geworden.

Und als das Gold im Glas zur Reize ging, fuhr er mit der Hand über die Stirn und sprach: „Liebe, verehrte Freunde, ich muß zwei Wörtlein sagen. Fürs erste von meinem Anneli. Bald nach dem Krieg sind Zigeuner über den Sanct Gotthard gekommen und wir zwei Kinder sind hinauf zum Oberalpsee, wo der Zigeunerwagen gerade abwärts fuhr zum Urnerland. Da hat eine schwarze Heze meinem Anneli Zuderstangen gegeben, rote und blaue, und gesagt, sie soll singen. Singen konnte mein Schwesterlein immer, wie ein Engel bei der Erschaffung mag gesungen haben. Und sie kann's jetzt noch. Dann hat die schwarze Heze mein Anneli auf die Arme genommen und mir gesagt, ich soll heimgehen, Anneli komme morgen mit einem wunderschönen Röcklein und mit goldenen Ketten heim. Aber ich habe der Alten in die Schwarzaugen geschaut und gemeint, zwei Teufel sähen dort. Und dann bin ich um die Heze herumgeschlichen und bin ihr auf den Rücken gesprungen — springen habe ich können — und habe meine Finger in die schwarzen Hegenhaare hineingekrümmt und gerissen und geschüttelt, daß die Alte geschrien und geflucht und gewinselt hat. Aber ich habe noch stärker geschrien: „Mein Anneli auf

den Boden!“ Und habe gerissen und gezerrt, bis die Heze das Anneli niedergeworfen hat. Dann bin ich abgesprungen und habe das Anneli bei der Hand geführt. Und droben am See haben wir uns gewaschen und dann ist sie mir an den Hals gewirungen. Aber sie hat mich beileib nicht geküßt, sie hätt' sich das nicht getraut. Ich meine, sie ist eine Völle, eine von ganz reinen.

Und damit komme ich zum zweiten Wörtlein, nicht als wäre ich auch eine so reine Völle.

Verehrte Freunde, ich will — heim zum Anneli!"

"Aber, Hochwürden, in das Bergneß!" staunte der Oberst.

"Ja, ich hätte das gleich im Anfang sagen sollen: ich bin nicht Priester, ich trage das Kleid mit Erlaubnis des Erzbischofs, weil ich daran dachte, etwa Priester zu werden. Auch deshalb, weil mir das Kleid ein Schutzengel sein sollte. Ich bin nicht Priester, aber jetzt, jetzt steht's fest: ich will ein Priester werden und will Kaplan sein daheim, daheim in meinem lieben, verlassenen Dörflein. Und dann habe ich eine Völle in meinem Gärtlein, und die heißt Anneli!"

Dem Alten wurden die Augen feucht, nicht bloß dem Trineli. Was noch gesprochen wurde, beim Zählen und Abschiednehmen, das wurde leise gesprochen wie von scheidenden Pilgern im Wallfahrtskirchlein.

Wohmütig tönt' es aus der Gasse herüber:

"Christent, laßt euf saga, Die Gled hat elsa gischlaga —"

Die Delibard glänzte im Mond und ein Hund knurrte. Dann des Nachwächters verhallende Schritte, dann tiefe, tiefe Stille.

"Jeso schweiget jegliche Stimme hominunque canumque", flüsternte ein einsamer Wanderer vor sich hin und wischte den Schweiß von der Stirne.

"In einer Novembernacht so schwitzen! Habe ich vielleicht im Sanct-Peterskeller ein Glas zu viel getrunken? Wie hat er doch gesagt? Ja, vom Erzbischoflichsten! Aber die Freude hat's gemacht und der Gang auf den Kapuzinerberg und weiß ich, wo ich überall herum bin! Jetzt heim! Ach, bloß ins Schloß! O könnt' ich heim, zum Bergdörflein heim am Fuße des Kalmut!"

Und weiter ging er. Die Sanct-Peterskirche wie verklärt, die Stadt im Goldglanz, dahinter die Berge im Silberglanz des Mondes, alles so groß und so schön, so weit und so weich! Kein Mensch auf dem Kirchplatz. Der Einsame durfte sich auf eine Granitkasselle niederlassen.

"Was ruht mich denn so heim? Die harten Berge? Die Holzhütten, die zitternd und betend zur Lavine aufschauen müssen? Die Alp, wo der Schwarztier den Grund aufwühlt und zum tosenden Wasserfall hinbrüllt? Die Bauern, die mit dem Spaten in die Wiege kommen und wie dünne, abgenützte Spaten ins Grab gelegt werden? Die Buben daheim? Ja, ja, denen kann ich meinen Horaz..."

"Saperlot, jetzt habe ich meinen Horaz richtig im Weinkeller liegen lassen! Ich — Aber das Trineli wird sich schwerlich am Horaz die Zähne abbrechen!"

Er stand auf und ging weiter. Ein kalter Wind trieb ihn durch Straße und Gasse. — „Selva, Anneli!“ Mit diesen Worten steckte der nächtliche Wanderer im Priesterkleid den Schlüssel in das große Tor des Graf Bandisichen Hauses.

Leise stieg er über die breiten Steinstiegen hinauf und ging mit einem leisen Ave Maria am roten Lichtlein vorbei, das vor dem Mariabild brannte.

In seinem Kämmerlein zündete er die Kerze an. Müde wie nach einem lauten Feste sank er in den großen Eichstuhl, der unter dem Fensterbogen stand. Wie lieblich draußen! Alles in Gold, und in der Ferne die Berge, o fast so schön wie im Bündnerland der Kalmut und der Badus und der Oberalpsee!

Es war ihm, als rausche ihm noch die letzte Welle vom gelben Peterskellerwein über das Herz. Und diese Welle trug mit sich so viele Erinnerungen und legte sie ans Ufer hin, an die Lippe.

„Neun Jahre, seit ich von heim fort bin, im Jahre der bösen Lavine. Wie schaut das Anneli jetzt aus?“

„Und wie bin ich nach Salzburg gekommen? Zu Fuß, mit lateinischer Zehrung. Lebt auch der alte Dompfist in Thur noch, der mit der Hornbrille und den gewaltigen Brauen? Der mir ein offenes Brieflein mitgegeben hat mit der Aufschrift: In die Hochwürdigsten Konfratres unterwegs?“

„Und die Armstudientenuppe in Salzburg! Sie hat meiner Leibllichkeit ja wohl getan. Vergelt's Gott!“

„Und das Gymnasium habe ich im Rücken. Und im Lateinischen, sagen sie, sei ich der Stärkste in Salzburg. Das hab' ich meiner romanischen Muttersprache zu verdanken.“

„Und bin sogar Diktatorprofessor im Lateinischen — das hab' ich wohl meinem Mut zu verdanken, der mich Sprünge machen lehrte, sogar auf den Rücken der schmutzigen Schwarzheze —“

„Und bin nun sogar Hauslehrer im Graf Brandisichen Hause und habe einen Zögling, der einmal Erzbischof oder kaiserlicher Minister wird!“ — — —

Da brach das Alleingespräch ab, ein tiefes Schweigen folgte und wieder glänzte Schweiß an der Stirn. Die Brust hob und senkte sich, still und stumm bewegten sich die Lippen, die Wangen brannten. Nein, nein, das Feuer kam nicht vom Sanct-Peterskellerwein! Es war ein wilderes, ein wärmeres, ein wütenderes Feuer, das sich an Leib und Seele legte, Leib und Seele erschütterte.

Zwei Arme stürzten sich wie gebrochen auf den harten Fußboden, zwei Arme warfen sich wie zermalmt auf das Fenstergeimfe und bebten unter dem gebeugten Haupte. Aus zwei Augen strömten Tränen, große, heiße, hernieder und durch die trampfhaft verschlungenen Finger hindurch auf den weichen, kalten Mörten.

„Virgo fidelis — ora pro nobis!“

„Consolatrix afflictorum — ora pro nobis!“

„Regina virginum — ora pro nobis!“

Die weißen Winterastern, die am Fenster standen, zitterten. So zittern die Kreuzschwalben, die über dem Schlachtfelde hin-

flatterte. Und es war eine Schlacht, auf welche die Ästern niederschauten: eine heiße, stöhnende Entscheidungsschlacht zwischen dem Anneli von Selva und — Isabella von Brandis, die Schlacht um ein Menschenherz, um das Herz des Knienden, Weinenden, Betenden, Erschütterten.

Wie Feldgeschrei, aber zitterndes, banges Feldgeschrei kamen die beiden Namen nun und wieder über die brennende Lippe: „Anna — Isabella“. Und der Kampf dauerte an und wogte hin und her.

Es hob sich das Haupt mit den schwarzen, feuchten Locken. Die dunklen Augen, groß wie die Augen des Nachtwandlers, der über die Kante des schwindelnden Giebels schreiet, die dunklen, schönen Augen starrten hinaus in die Berge und spähten nach einem einsamen Bergkirchlein, wo eine Jungfrau am Altar kniet, den weißen Kranz auf dem goldenen Haar, die arbeittrauen Hände auf dem rauhen Nieder verschlungen. Und diese dunklen, schönen Augen starrten dann wieder hinunter auf die Dielen und durch die Dielen: und unter diesen ist ein Brunnengemach und vor dem Brunnspiegel steht im schimmernden Atlaskleid eine Grajentochter. Langes, strömendes Haar, glänzend wie die Flügel des Nachtfalters, fällt über die Schulter und darüber zittern die weißen Blüten und grünen Zweiglein des Myrtenkranzes. Und sie wartet auf den schönen, braunen Sohn der Berge, der sie zum Altar und unter die segnende Hand des Priesters führen soll.

Und der Kampf dauerte an —

Da riß die sehnige Rechte das schwarze Kleid auf und zerriß auf der Brust ein Schnürlein und erschien mit einem kleinen, abgeklüfften Marienpfenning und preßte ihn an den glühenden Mund, lange, lange.

Dann klang es wehmütig: „Dich, armer Muttergottespfenning, hab' ich meinem Schwesterlein Anna von der Brust gebettelt, als ich mußte in die Fremde ziehen!“

Und flehend klang es: „O Mutter der schönen, der reinsten, der himmlischen Liebe, o bitt für uns!“

Und freudiger klang es: „O wär' ich schon fort, fort! Wär' ich schon Priester! Und Priester in meinem Selva!“

Und wie die silberne Trompete nach geschlagener und gewonnener Schlacht klang es: „Jetzt ist es still und ruhig worden da drinnen! Schwester Anna, dies Gute hast du, o du mir getan! Isabella von Brandis, es ist vorbei, ewig vorbei, ewig!“ —

Er war aufgesprungen. Er hätte mögen über den Tisch springen, wie er einstens weitfern droben auf Kalmut über die großen Steine und die verbläutigen Ziegen hinwegsprang, wenn ihm das Anneli zuschaute und lächelte, wie ein Schußenglein lächeln mag, das einen überfrohen Buben zu begleiten hat auf allen seinen Wegen.

Aber der Ernst kam wieder, der Ernst des Leidens, des Scheidens.

Der Lehnstuhl ward vom Fenster zum Tisch, zur qualmenden Kerze gerückt, ein weißes Blatt, der Gänsefiedel wurde gesucht. „O du Malefizbub von Selva, was du nun schreiben willst, das schreib als Mann! Kurz, aber klar! Dankbar, aber — frei!“

Und die schreibende Hand begann ihre Arbeit:

Hochwohlgeborenes Freisräulein v. Brandis!

Es ist meine heilige Pflicht, Ihnen klar zu schreiben. Ich werde morgen dieses Haus

verlassen, in dem ich so viele und unvergeßliche Guttaten genossen habe. Ich werde mit herzlichster Dankbarkeit die Schwelle überschreiten. Es ist mein Veruß, als Priester in meine lieben Berge zurückzukehren und werde derothalber schon morgen dem Erzbischof zu Füßen fallen und mich auf die Knieen vorbereiten. Ich werde Ihr selbstgeschriebenes Büchlein „Epistolae latinae scriptae per Isabellam de Brandis“ verschlossen und versiegelt auf diesen Tisch zurücklassen, aber den letzten der lateinischen Briefe kann ich nicht mehr corrigieren, er wird nicht sehr viele Fehler gegen die grammatica latina enthalten. Aber der eine große Fehler desselben ist, daß er mich an Salzburg fesseln will. Nein, nichts, keine Band kann mich mehr zurückhalten. Ihr Wort amor — es soll nicht geschrieben sein! —

Da legte der Schreiber den Kiel beiseite, denn die Hand fing wieder an zu zittern. Die Augen fielen auf das letzte Blatt der lateinischen Briefe Isabellas, das Blatt duftete noch nach dem Aermel des blaueidenden Kleides, das Isabella in der letzten Zeit selbst an Werktagen trug, da sie mit ihrem Brüderchen in die Lateinstunden kam.

Die Kerze brannte gedämpft, in der Kammer war es schwül, obwohl ein kalter Novemberwind aus den Bergen her durchs offene Fenster blies.

„So schwül muß es im Palast Putiphars auch gewesen sein, als die Sandalen der Besucherin aus Josephs keuschem Boden ächzten und Wohlthüste die reine Luft durchtränkten, die Wohlthüste der lodenden Verkehrerin. Garstig Wort! Isabella ist das nicht! Nein, ihre Hand hat mich nie berührt, ihr Atem auch nicht! Nicht mich, meine Seele auch nicht? Nein, wir haben nie daran gedacht, daß zwischen einer Grajentochter und einem ehemaligen Geißhoben — Liebe entstehen könnte. Besondere Liebe! Nie geahnt? Sei aufrichtig! Was Isabella da schreibt, es ist ein Liebesbrief. Zwar noch lateinisch. Aber es könnten Salzburger Flammen hervorzüngeln und sie könnten meine Seele erfassen und erfassen mein Holzhaus in Selva, wo die Schwesterliebe die Lilienreihe, auf mich wartet, könnten erfassen meine reinen Alpen daheim, meine Bergheimat — und alles, Seele und Lili und Heimat wäre dann für mich eine handvoll Asche. Fort, zum Heil beider, fort!“

Und wieder griff er nach der Feder. Fester als früher waren die Striche, die auf das Papier flossen — es war der Schluß des Briefes, der Schluß — seiner Jugend:

Von Herzen danke ich Ihnen für alles Gute und bitte inständig diesen Dank auch Ihrer abwesenden Frau Mutter, der ich später schreiben werde, mitzuteilen. Als Priester werde ich mit meiner Schwester daheim in unserem Bergkirchlein für das Haus Brandis beten.

Johannes Josephus de Blaz.

Fertig! Er lächelte über die kleine Eitelkeit, daß er seinen Namen Deplaz — getrennt geschrieben hatte, als wäre er Edler und nicht — der Malefizbub von Selva! Aber das Lächeln schwand und eine plötzliche Röte überfloh Stirn und Wangen. Es war ihm, als leuchtete aus dem Blatt ein dunkles Augenpaar, das ihn ansah, das Geschriebene zu zerreißen. Rasch sprang er auf und ans Fenster: „Virgo virginum Maria — ora pro nobis! Anna, Lilien Schwester, treue Schwester, ich komme bald und

werde und bleibe der Kaplan im Bändnerdörflein!“ —

Vorerst aber kam noch der Rest der unruhigen Armenjesele Nacht. Und dann ein unruhiger Tag.

Es war Vormittag und die späte Sonne grüßte ins Kämmerlein, wo Bücher und wenige Kleider, auch das schwarze Kleid, in einer Kiste verpackt lagen. Im Graulodenkleid war Deplaz vor einem Jahre ins gräßliche Haus gekommen, im gleichen Kleide wollte er das Haus verlassen und sich dem Erzbischof vorstellen. Es fand ihm gut an. Und sollte ihn der Erzbischof jagen und des Altars für unwürdig halten, dann... „Aber Anna betet ja für mich — und das Graulodkleid zieh' ich dann wieder an, wenn ich als Kaplan von Selva auf die Gassen geh'.“

Da hallten Sprünge vom Korridor her. Ein Bändchen klopfte stürmisch an die Tür. Diese sprang auf — und Eduard stand da, der kleine Schüler mit den aschblonden Locken und den Beilchenaugen.

„Das ist nit wahr, erlogen ist's, was die Isabella sagt“ — kam's auf kurzen, heißen Atemstößen aus dem Knabenmund. Zwei volle Augen, die von verhaltenen Tränen zu brechen drohten, flegten empor, zwei heiße Bändchen klammerten sich ungestüm an die Hand des Graulödnerns.

„Was denn, Eduardchen? Schau, so springen darfst du nie mehr! Greif, wie das Herzchen klopft! Weist, das ist ungesund!“

„Aja, die dumme Isabella! Ich hab's ihr gesagt, es sei ein Zug —“

„Was meint denn Baroness Isabella? Aber ruhig!“

„Es sei ein Brief an ihrem Türschloß gewesen, der Hauslehrer geh fort —“

„Eduard, dann wirfst du einen besseren bekommen —“

„Und geweint hat Isabella. Habt ihr Streit gehabt?“

„Durchaus nicht. Geweint, sagst du?“

„Ich bin doch fast immer brav gewesen —“

„Gewiß —“

„Und Isabella auch! Macht sie z'viel Fehler im Lateinischen?“

„Durchaus nicht.“

„Dann geh' ich's nit zu, ich lass' Sie nit fort.“

„Bist auch schon im Petersdom gewesen, Eduard?“

„Das möcht' ich meine.“

„Und hast am Altar den Priester im Messgewand gesehen? Wie er das Volk segnet und wie alle, auch die Grafen und Offiziere und Damen im Seidenkleid auf die Steinplatten niederknien, wenn er das Volk segnet?“

„Ja. Aber die Isabella hat mich angelogen, daß Sie fortwollen“ — klang's ungeduldig, weil der geliebte Hauslehrer es dem Kleinen nicht herauszagen wollte, das eine Wort: Ich geh' nicht fort —

Die Knabenaugen, erst jetzt sahen sie sich im Kämmerlein um: das Graulodenkleid hatten sie schon öfters gesehen, so oft ein Ausmarsch in die Berge unternommen wurde, aber diese Kiste —

„Herr Hauslehrer, diese Kiste —“

„Ich will — Priester werden. Im Schloß wird man nicht Priester, das siehst du wohl ein. Ich muß fort.“

Eduardchen legte den kleinen Finger ans Mändchen und dachte nach.

„Geistlich werden? Freist, das — ja,

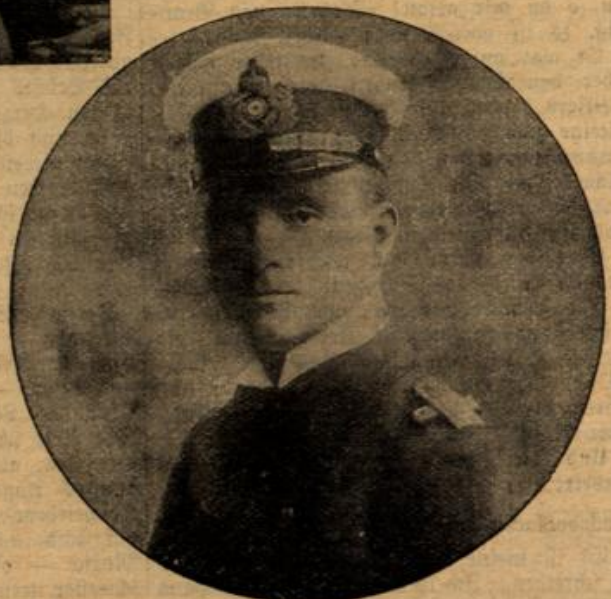


Operativ entfernte Geschosse.

Ihre kgl. Hoheit, die Großherzogin Luise von Baden läßt allen Verwundeten, die sie persönlich in den Lazareten besucht hat, die entfernten Geschosse zur Erinnerung in Gold gefaßt überreichen. Obenstehende Abbildung zeigt solche Stücke aus einem Karlsruher Lazarett: 1. Deutsches Infanteriegeschöß (im Schulterblatt). 2. Schrapnellkugel (in der rechten Hand). 3. Granatsplitter und Luchsen (im linken Oberarm). 4. Schrapnell (im linken Unterarm). 5. Flinten-Franktireurkugel (Brustkorb). 6. Französisches Infanteriegeschöß (in der rechten Hand). 7. Schrapnell (in der rechten Hand). 8. Französisches Infanteriegeschöß (Brustkorb).

Bilder vom Kriegsschauplatz.

Oben links: Waffenbrüder, deutsche und österreichische Offiziere auf dem westl. Kriegsschauplatz. Mitte: Proviantkolonne auf dem Wege zur Front. Unten links: Deutscher Soldat und belgische Schutzleute in Brüssel. Unten rechts: Kapitänleutnant Otto Weddigen, der Führer des Unterseebootes „U 9“, der das Eiserne Kreuz 1. und 2. Klasse erhielt.

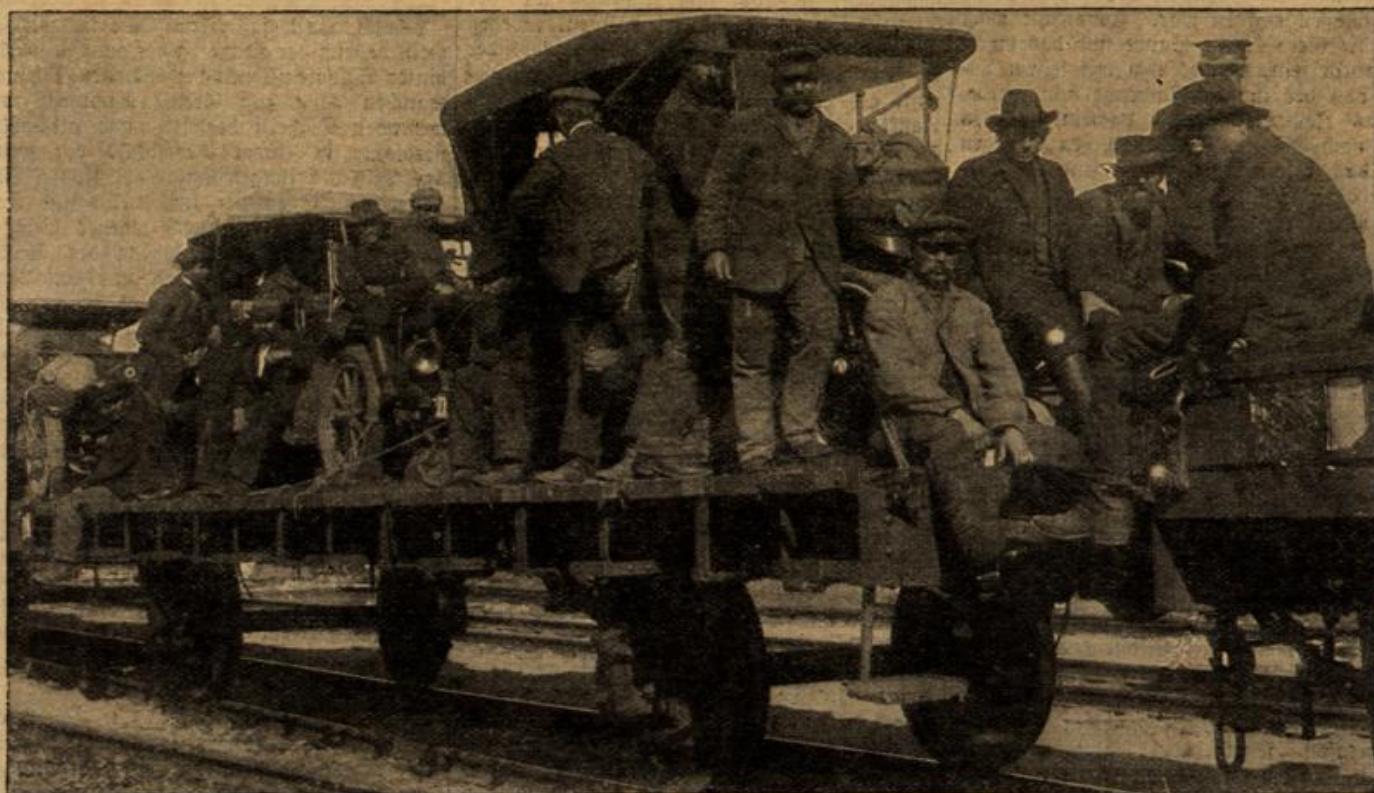


Vom Kriegsschauplatz.



Nach der Beschießung: Blick auf das zerstörte Longwy Haut.

Von der romantisch gelegenen französischen Festung Longwy ist nur ein zerhobener Trümmerhaufen übriggeblieben, so furchtbar war die Wirkung der Belagerungsgeschütze, denen keine Betondecken, keine dicken Steinquadern standzuhalten vermochten. Der ganze obere Stadteil Longwy Haut ist fast dem Erdboden gleichgemacht, die am Fuße des befestigten Felsens gelegene untere Stadt hat dagegen kaum gelitten, da sie nach der Gepflogenheit der deutschen Truppen, die Städte nach Möglichkeit zu schonen, nicht Ziel des verheerenden Feuers war, doch haben auch da einige verirrte Granaten mancherlei Zerstörungen angerichtet. Die steil emporführende Bergstraße ist allerdings stark in Mitleidenchaft gezogen.



Nach dem Russeneinfall: Beförderung von Arbeitern und Handwerkern nach Ostpreußen zum Wiederaufbau der zerstörten Ortschaften.

das geht schon. Daß einmal g'sehe, wie der Erzbischof sieben zu Geistlich g'macht hat. Das hat mir g'falle. Das weiß d' Isabella aber nit, sonst hätt' sie nit so dumm weine möge. Selbst wohl, wenn unser Hauslehrer Geistlich wär" — Eduard hatte darauf vergessen, daß vor dem Hauslehrer nur Schriftdeutsch erlaubt sei.

"Meinst, Eduard? Nein, das verstehst du nicht —"

"Zu was hammer denn a Kapell im Schloß? Zu was hab' ich's Ministriere g'lernt und d' Isabella's Blumemache!"

Das klang so natürlich, so schön, so rein von den Knabenslippen, daß ein Augenblick kam, in dem das Dorf Kirchlein in Selva

und das Augenpaar Annelis untertauchten, um andern und glanzvollern Bildern Raum zu geben. Es war aber nur ein Augenblick.

Dann legte sich auf Eduards Lockennest eine schwere Hand: „Eduard, ich muß fort. Ich muß und — will.“

(Fortsetzung folgt.)

Marie Luise. Skizze von Sophie Freiin Stjerna.

Nachdruck verboten.

„Erst in einer Stunde kann der Militärzug seine Fahrt weiter fortsetzen“ — hatte es geheißt, und allgemein war unter den Husaren, die er transportierte, lebhaftes Murren über diese Verzögerung laut geworden. Sie konnten ja nicht schnell genug an die Grenze gelangen. Kampfesmut und -lust und Siegesfreudigkeit bligten aus ihren Augen, lachten aus allen Gesichtern, — aber schließlich, — wenn man so zwölf Stunden Bahnfahrt hinter sich hatte, war einem auch mal ein bißchen Auf und Ab auf dem Bahnsteig ganz wohlthuend. In die vom Sigen ermüdeten Beine kam neues Leben, und vollends als erst die Damen vom Roten Kreuz mit Kaffee, Suppe und Butterbrot erschienen, beruhte keiner der tapferen Krieger diesen unvorhergesehenen Aufenthalt. Es war wohl der letzte im Vaterland; denn der Befehl zum Satteln war für zwei Uhr gegeben, also würde man um drei spätestens zu Pferde steigen. — Man aß und trank, schrieb Feldpostkarten an die Lieben und Liebsten daheim und manch fröhliches Scherzwort flog hin und her. Auch die Offiziere hatten sich erquiden lassen, sich aber dann meist wieder in ihre Abteile zurückgezogen, wo das Studium der Karten vom Kriegsschauplatz, der neuesten Zeitungen ihnen augenblicklich das Interessanteste war. — Nur ein junger Leutnant lehnte noch immer essend und trinkend an dem einfachen Holztisch vor der kleinen Kantine, die hier auf dem Bahnsteig vom Roten Kreuz aufgeschlagen worden war. Es mochte wohl schon die vierte Tasse Suppe und das vierte Butterbrot sein, welches ihm mit leisem Lächeln von der jungen Dame gereicht wurde.

Hans Jochen sah dies Lächeln, und in seine noch fast knabenhaft rosen Wangen stieg das Blut siedendheiß. Hunger hatte er gehabt, freilich, so recht herzhaften sogar, aber der war allmählich gestillt, — nein — was ihn hier jetzt noch festhielt, ihn nicht wie die Kameraden auf seinen Platz zurückkehren ließ, war etwas anderes, war ein junges, blühendes Frauenantlitz, unter schier überreichem, lichtblondem Haar. — Er seufzte. — So lichtblonde Haare, in zwei dicken Zöpfen am Nacken zum Knoten geschlungen, hatte die Cousine daheim auf dem Nachbargut; mit der er gespielt und getanzt in Kinder- und Kadettenzeit, die er geliebt, seit er erwachsen, und in deren Besitz ihn nun endlich der läche Krieg gebracht. Als noch zu jung, hatten bisher beide Elternpaare nicht in die Verlobung gewilligt, erst jetzt ihren vereinten Willen nachgegeben, — und ein warmes Sehnen nach der, die ihm das Liebste auf der Welt war, durchflutete den jungen Offizier. Er konnte sich nicht satt sehen an dem blonden Frauenkopf, wie trunken machte ihn der im Sonnenlicht flimmernde Goldglanz ihres Haars. Mechanisch hielt er die leerge-wordene Tasse, sie sich gedankenlos wieder von neuem füllen lassend, dann erschrak er, fast hätte er zu dem lauten „Danke!“ noch

„Marie Luise“ hinzugesetzt, — oder — ob er es schon getan hatte — die Ähnlichkeit war überraschend. Seine Blicke verfolgten die schlanke Gestalt im lichtblauen Kleide, wie sie mit kraftvollen, weißen Armen, deren linker die Binde mit dem roten Kreuz auf weißem Grunde trug, die schweren Kannen hob und unermüdet die hingehaltenen Becher füllte. Für jeden hatte sie ein freundliches Wort, ein fröhliches Lächeln, man sah, sie war mit Leib und Seele dabei, ihre blauen Augen leuchteten. Die weiße, gestreifte Schürze raschelte und rauschte und rauschte leise bei ihren schnellen Bewegungen. Langsam biß Hans Jochen in sein Schmalzbrot und beobachtete ihre weißen flinken Hände; solch schlanke, schmale Finger hatte Marie Luise auch. Gern hätte er gewußt, ob sie ein Mädchen oder eine junge Frau war, aber er konnte es nicht sehen und entschied sich für das letztere. Als sie ihm das Brot reichte, glaubte er es in ihren Augen gelesen zu haben, solch warmen, fast mütterlich zärtlichen Blick haben Mädchenaugen nimmer, aber — und wieder spürte er die warme Welle — sie lieben, den sie so anschauen. — Marie Luise, Marie Luise, so blickten deine Augen! —

Himmel, was ist's mit dir! Er schalt sich albern, solch Sehnen ist eines Kriegers unwürdig, und kam doch über die weiche, heimwehartige Stimmung nicht eher hinweg, als bis der Bahnhof längst ihren Blicken entschwinden, sie sich zum Auffügen an der Grenzstation bereit machen mußten. „Gehen Sie mit Gott und lehren Sie als fröhlicher Sieger wieder,“ hatte die blonde Frau gesagt, als er ihr für all das Verzeirte ein blankes Beihmarkstück in die Sammelbüchse des Roten Kreuzes gegeben. Jetzt dachte er an ihre Worte, als die Hufe der Pferde über das Pflaster der kleinen Grenzstadt klapperten, und schließlich — wenn er auch fürs Vaterland fallen sollte, nur als Sieger durste, würde das geschehen. „Im Felde, da ist der Mann noch was wert,“ sangen die Leute seiner Schwadron; jäh brachen sie mitten im Liede ab. Das Singen war verboten worden, man war in Feindesland. „Lautlos und schnell,“ das war die Parole.

Daheim auf dem Bahnhof klang immer noch aus tausend Männerkehlen beim Kommen und Gehen eines jeden Zuges — und es kamen deren noch viele — das urdeutsche Lied: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein.“

Die blonde Frau strich sich das Haar aus der Stirn, ihr war heiß geworden bei der Arbeit. So stand sie — eine unter vielen — nun schon jeden Morgen am gleichen Platz, und würde wohl noch eine Reihe von Tagen, Wochen, vielleicht Monaten hier zu stehen haben; denn wenn erst die Rüsttransporte kamen — die Verwundeten — — ein hanger Seufzer hob ihre Brust. Wo kamen nur all diese Unmassen fröhlicher, stolzer Soldaten her? Es war doch einfach nicht denkbar, daß davon nur

wenige zurückkommen würden. „In der Heimat, der Heimat, da gibt's ein Wiedersehen“, sangen die Abfahrenden und schwenkten die Mützen. Ihr kamen die Tränen. Waren das nicht wieder Husaren? Sie waren jetzt so schwer erkenntlich im selbstgrauen Rock, doch sie — ein Soldatenkind — täuschte sich nicht. Husaren? — und wieder stand, wie schon so oft in den letzten Tagen, das Bild eines knabenhaft jungen, blühenden Husarenoffiziers vor ihren Augen, der solchen Hunger gehabt und sie so treuherzig angesehen hatte. Es hatte nichts Freches und Zudringliches in seinen Blicken gelegen, und doch war es ihr vorgekommen, als habe aus seinen Augen warme, sehnsüchtige Liebe gestrahlt. Ein verstoßenes Lächeln huschte für Sekunden um ihren Mund. Es war ja unmöglich, und doch meinte sie ganz leise, deutlich ihren Namen „Marie Luise“ von seinen Lippen gehört zu haben. Nein, es war ausgeschlossen; woher sollte er ihren Namen wissen — und trotzdem, ein Irrtum war es nicht. Sie hatte daheim ihrem Manne nicht davon sprechen mögen, zu heilig schien ihr dies kleine Erlebnis. Wer weiß, an welche Marie Luise der blonde Junge gedacht, ob es seine Schwester war, seiner Braut galt? Er sah so vornehm aus, hatte so ehrliche, treue, blaue Augen. Hinter seinen roten Lippen hatten blendende Zähne geleuchtet, und es war ein Genuß gewesen, zu sehen, wie das Brot hinter ihnen verschwand.

Manch Brot sah Frau Marli, wie sie meist daheim der Kürze halber gerufen wurde, hinter Soldatenzähnen verschwinden, sah noch manchen Zug zur Grenze dampfen, von wehenden Tüchern begleitet, und allmählich verblaßte in ihrem Gedächtnis ein wenig das Bild des jungen Husaren. Zuviel Soldaten sah sie in der kurzen Spanne Zeit, auch war ihr Herz durch eigenes Leid zu stark in Anspruch genommen; der Bruder war verwundet, der Mann mit der Landwehr ins Feld gerückt; wohl bligten ihre Augen noch siegesgewiß, noch hatte sie für jeden ein freundliches Wort, — sie war ja ein Soldatenkind und darum tapfer, — und doch, manch hanger Seufzer entfloß ihren roten Lippen jetzt öfter denn je. Sie arbeitete fieberhaft mit dem Fleiß der Vergessenwollenden, und es gab gottlob so viel zu tun. — Knack, knack, sagten die Brotmaschinen, die an hundert Brotläibe in der Stunde zerschnitten, die dann zurechtgemacht von schlanken, weißen Händen eingewickelt, in verlangend ausgestreckte braune Männerhäute wanderten. Es galt Limonaden und kräftige Fleischbrühen zu bereiten — die ersten Verwundeten kamen.

Frau Marli hatte Nachtdienst. Sie wachte gern für die deutschen Söhne, die fiebernd und matt ankamen, um in die Lazarette eingeliefert zu werden. Die Sanitätskolonne stellte in der Parade die Tragbahnen bereit, in der Verbandstation arbeiteten Ärzte

und Schwestern, vor dem Portal hielten Autos vom Roten Kreuz; denn wieder war in einer halben Stunde ein Transport fällig. Jedoch nur die Schwerverwundeten durften hier bleiben, die leichter Verletzten wurden noch weiter ins Land gebracht; das ganze deutsche Vaterland war ja zum Aufnehmen, Pflegen bereit. — Frau Marli hielt den blonden Kopf über das Stridzeug, den wollenen Soldatenstrumpf, gebeugt, die Nadeln klickten, dabei schlief man nicht ein. Sie blickte zur Uhr, und langsam rüdte der große Zeiger weiter, es war gleich elf, um ein Uhr wurde sie abgelöst und einhelfend der Transport erwartet. Sie war nicht müde, ihre Gedanken hielten sie wach. Ob sie wohl unter den Verwundeten einen Bekannten finden würde? Sie dachte an alle, die ihr in der Armee lieb waren, — eine stattliche Reihe — Verwundete und Freunde, und wie von ungefähr tauchte auch dazwischen vor ihrem geistigen Auge das Bild eines blonden, jungen Husaren auf. Wo mochte er jetzt sein? Wieder flog ein Lächeln über ihr Antlitz. Es war doch ein seltsames Zufallsspiel gewesen, daß er sie bei ihrem Vornamen genannt. Marie Luise — so hatte der Vater sie gerufen, Marli alle die anderen im abgekürzten Koselaut. Aus Vaters Munde hatte sie es gern gehört, nun würde sie es wohl niemals mehr hören, der Vater war tot, und ihr Mann, ihr deutscher Vär, liebte die Knappe, kurze Art. — Der dumpfe Klang einer Glocke weckte sie aus ihrem Sinnen, der Zug lief ein, sorgsam, er barg ja traurige Last. Mit den Ärzten, Schwestern und den Leuten der Sanitätskolonne arbeitete Frau Marli rastlos. Meist lagen die Verwundeten auf Stroh in den Viehwagen, nur die Schwerverwundeten schwankten in Hängematten. Der Zug brachte diesmal viel; ein Kranker nach

dem andern wurde herausgehoben, lautlos sausten die Autos davon. Ein Abteil erster Klasse war seltsam dunkel, es war scheinbar vor dem eiligen Nötigsten vergessen, übersehen worden. Vorsichtig öffnete Frau Marli die Tür. Zwei Schläfer. Schon wollte sie sich ebenso leise, wie sie gekommen, wieder entfernen, da klickte der Becher in ihrer Hand, und eine heisere Stimme murmelte: „Wasser“. Rasch setzte sie das mit Rotwein und Wasser gefüllte Gefäß an des Fiebernden Mund, der es durstig leerte. Unruhig suchte seine heiße Hand auf der Decke, Frau Marli hielt sie mit kühlen Fingern; da wurde der Kranke ruhiger, voll schlug er die Augen auf — große, tiefblaue —, sie suchte zusammen. Wo hatte sie diese Augen schon einmal gesehen! Und auch in die des Verwundeten kam ein seltsam starres, unheimliches Leuchten. Frau Marli schob den Schirm der Lampe zur Hälfte hoch. Der andere drüben schlief, der schlief den Schlaf der Erschöpfung, des Genesenden, während dieser hier — Eine heiße Angst um das junge Menschenleben quoll in ihr auf. — Wo war der Arzt, der Hilfe bringen konnte, wo die Schwestern! — bei 700 Verwundeten hatten alle reichlich zu tun. Noch einmal füllte sie den Becher, dabei mochte wohl das Lampenlicht ihr blondes Haupt getroffen haben; denn ein jäher, fieberwirrer Freudenschrei: „Marie Luise!“ — ließ ihr das Blut erstarren. Jetzt erst sah sie genauer hin — mein Gott, das war ja der blonde, blutjunge Husar, der noch vor vier Wochen fröhlich das Brot hier gegessen! — Wie das Fieber, wie der Bart sein Gesicht entstellte — sie hätte ihn kaum wiedererkannt; nur die Augen — die jetzt so müd' geschlossen. — „Marie Luise — Marie Luise — daß du gekommen, — Dank. — Sieg; wir . . .“ murmelten in

abgerissenen, kaum verständlichen Lauten die trockenen Lippen. — Kam denn niemand? Hier war doch Hilfe nötig! Die 20 Minuten Aufenthalt mußten ja gleich vorbei sein. Noch immer hielt der Kranke ihre Hände; Frau Marli dänkte es eine Ewigkeit, und doch mochte sie sie ihm nicht entziehen; denn sie fühlte wohl mehr, als sie es wußte, daß, der sie hielt, — hielt im Gedanken an eine andere, — ein Sterbender war.

Endlich gelang es ihr, die Leute mit der Tragbahre anzurufen; sie zögerten erst, noch viele harrten ihrer, dann schaute der eine hinein, und schon schoben sie mit geschickten Händen den jungen Husaren heraus. Seines gelenden Rufes „Marie Luise!“ hätte es nicht bedurft, Frau Marli wäre auch ohnedies bei ihm geblieben. Es geschah, was irgend nur Menschenpflicht und -liebe tun können, und daß es doch vergebens war, preßte der jungen Frau noch lange danach heiße Tränen des Schmerzes, des Mitgeföhls aus, wenn auch um einen ihr doch eigentlich Fremden. — Fremd? Ja, war er ihr denn fremd? — Nein, er trug des Kaisers Rock, wie einst ihr Vater, wie noch ihre Brüder, wie jetzt ihr Mann; sie kämpften ja alle für ein Vaterland, und so wie sie heute an des sterbenden Jungen Lager gestanden, stand vielleicht auch schon eine Schwester bei einem der Ihrigen. „Sieg, Marie Luise, Sieg! Wir haben gesiegt!“ Immer wieder klangen seine Worte ihr im Ohr, und sie würde alles daransetzen, um sie der zu wiederholen, der sie gegolten.

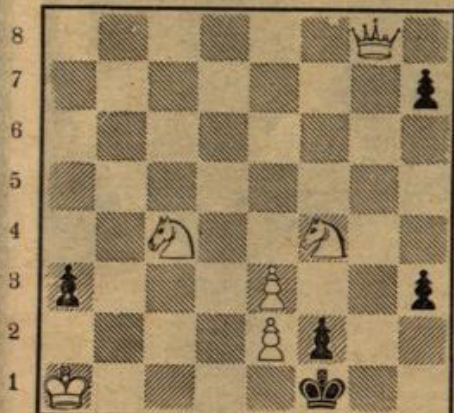
Ruhig war der junge Husar eingeschlafen; glaubte er doch seine Marie Luise an seinem Lager, und auch jene, die vielleicht noch nichts ahnte von dem, was ihr genommen, würde ruhig werden mit der Zeit; denn ihr Liebster starb als Held im Kampfe für's Vaterland.

Spiel und Scherz.

Schachaufgabe.

Von H. Baumann in Bremen.

a b c d e f g h



Weiß (6+5)

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Zahlenchrift.

2 5 3 2 7 9 5 7 7 — 5 9 10 —
1 5 2 — 2 7 2 8 3 5 2 — 1 2 8 —
1 11 6 6 4 2 5 10.

Humoristisches.

Höhere Tochter. Schwester (Bachisch): „Was sprichst du denn da Gutes, Fris?“ — Bruder (Student): „Junge, liebe Elsa! Vorzüglich! Willst du nicht einmal versuchen?“ — Schwester: „Pui, wie kannst du denken, daß ich etwas essen möchte, das schon einmal ein Tier im Maul gehabt hat!“

Richtige Wahl. Zwei Mädchen liebten einen Mann und wünschten ihn zu heiraten. Beide gefielen ihm. Er bestellte sie zu einem Rendezvous an verschiedenen Orten in der Stadt, hielt aber daselbe nicht. Am nächsten Tage fragte er das eine Mädchen: „Was dachtest du, als ich nicht kam?“ „Daß du mir untreu geworden bist,“ erwiderte sie. Dieselbe Frage stellte er dann dem andern Mädchen. „Ich war besorgt, du könntest unter einen Wagen geraten oder plötzlich erkrankt sein,“ antwortete sie. Diese heiratete er.

Drei Sprachen. Ein Engländer kehrt in einem Gasthause ein, an welchem er angeschrieben findet: „Hier wird Englisch, Französisch und Deutsch gesprochen.“ Er verlangt etwas in seiner Muttersprache, aber niemand versteht ihn. Endlich fragt er ungeduldig: „Wer versteht denn hier drei Sprachen?“ Antwort: „Die Fremden!“

„Ach, Johann, ich bin durstig, ich werde mich sicher noch einmal zu Tode trinken.“

— „Lassen Sie mich dann mit Ihnen sterben, gnädiger Herr!“

Vexierbild.

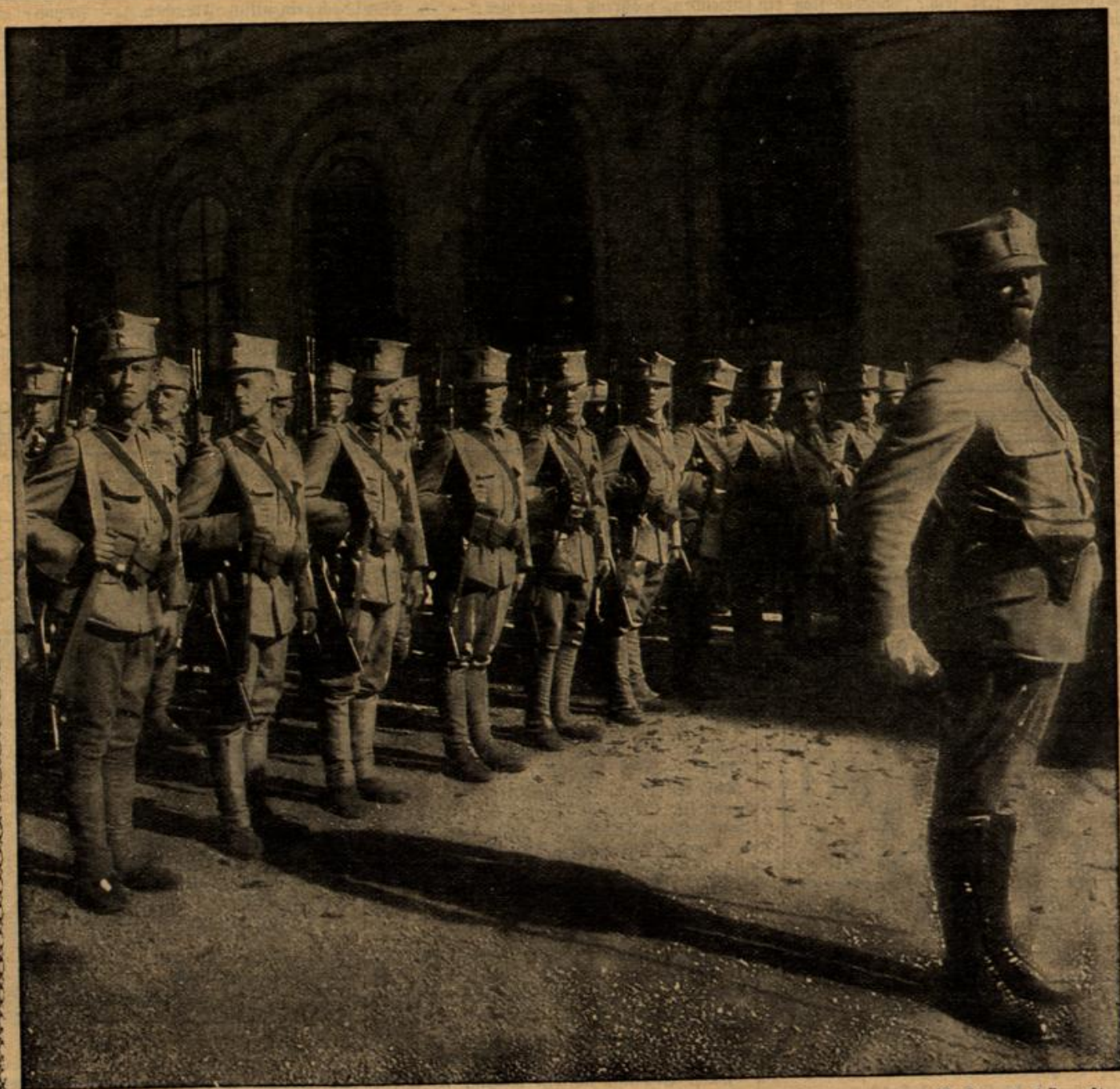


Wo ist die Schloßfrau?

(Auflösungen der Rätsel folgen in nächster Nummer.)



Ein bayerisches Heldengrab in Lothringen:
Unter dem Grabhügel ruhen zwei gefallene bayerische Offiziere.



Kriegsfreiwillige der polnischen Legion, die mit der österreich-ungarischen Armee gegen Rußland kämpft.

Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 39

Verlag von J. E. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Zürich.

Jahrgang 1914



Generaloberst von Hindenburg, der siegreiche Führer der deutschen Armee im Osten.

Sort.

Der Kaplan von Selva. Aus dem Grauen Bunde. Erzählung von P. Maurus Carnot.

Nachd.
verb.

Nein! Nein! Nein!“ und das kindliche Schluchzen griff dem Graubündner ins Herz hinein, bis zu wenigen Tröpflein Blut, die immer auf dem tiefsten Grund der Herzen bleiben.

Und dann drangen die heißen Atemstöße und das Schluchzen des Kleinen durch die Stille. Draußen an der Rinne am Fenster gesims tappte ein weißes Kätzchen langsam und leise her und blieb stehen und häupte herein.

„Ei, 's Kätzli hat mi g'hört weine und ist komme“ — vier Augen schauten vorwurfsvoll zu Deplaz auf:

„Und du hast kein Erbarmen mit Eduardchen und mit — Jhabella und willst fort!“

Er sollte schon fort sein, um diese Stunde sollte er ja beim Erzbischof sein!

„Eduard, leb' wohl! Du darfst mich im Seminar besuchen! Du darfst mir bei meiner Primiz ministrieren! Du besuchst mich einmal in meiner Heimat, hast gehört, in den Bündnerbergen, weißt, wo die Gensfen springen und die Adler fliegen! Aber nun, leb' wohl!“

Die Worte fielen wie Donner und Blitz so rasch in die Seele des Knaben, daß er plötzlich ganz still ergeben aufschaute und dem kindlichsten Stimmlein der Welt fragte: „Gelt, d' Jhabella darf auch mit mir kommen?“

„Wenn sie will. Aber sie wird nicht wollen.“

„Bei wem lernt sie jetzt Lateinisch?“

„Sie wird das nicht mehr brauchen.“

„Sie hat ganz rote Augen.“

„Vom kalten Wind.“

„Und mir sagt, ich sei ein armer Bub, wenn i den liebe Lehrer verlier.“

„Alles wird gut werden, Eduardchen. Und wenn die liebe Frau Mutter zurückkommt, sag ihr, daß ich schreiben werde.“

„Und was soll i der Jhabella sage?“

„Ich lasse alle grüßen, allen danken. Und du kommst am Sonntag zu mir! Weißt, wo der Erzbischof wohnt?“

„Wenn er mi jagt?“

„Das tut er nicht. Jetzt leb wohl!“

Eduard machte das rechte Händchen frei vom Kätzchen und war nun wieder zufrieden: „Abje! Am Sonntag komm i aber!“

Manneshand und Kindeshand hatten sich gelöst, Knabe und Kätzchen waren fort. Dann Hammerschläge, die hinunterhallten bis zu Jhabellas Kammer und — Seele.

Jhabella warf ein schwarzes Tuch um sich, das bis zum Gürtel ihres Blauseidenkleides hinunterfiel. Es fror sie, es war kalt im Salon. Die alte Ulrich hatte wohl einheizen wollen, aber das Gnädige Fräulein hatte es ungnädig verboten mit der Bemerkung: „'s ist keine Lateinschule“ — und fügte leise hinzu: „heute“. Jhabella lehnte sich ans kalte Fenster und starrte in den Nebel hinaus, der mit der Sonne rang. Das Mädchen zitterte, wie eine Föhre zittert, wenn der Adler von ihrem Wipfel fortfliegt in die Berge.

Weinen, nein, das wollte Jhabella nicht! „Baronesse und Banernbub“, nein, auch daran wollte sie nicht denken. An Liebe? Wenn es Liebe war, jetzt war es vorbei! Er hat die Brüste abgebrochen, er, nicht

sie. O hätte sie es getan, sie zuerst! Dann müßte sie sich nicht schämen! Schämen? Die Fülle der schwarzen Haare drückte schwer auf das blasse, zarte Gesicht. Aus den geröteten Augen kamen Tränen.

Da klopfte es, die Tür ging auf und in ihrem Rahmen stand der Scheidende, aber trat nicht ein.

„Leben Sie wohl, Baronesse!“

Auf halbem Wege ging ihm Jhabella entgegen, die andere Hälfte sollte — er machen! Aber er blieb an der Schwelle stehen.

„Ich hätte nicht glauben können, daß mein Lehrer so ohne Abschied fort könnte.“ Klang es hell und hart.

„Ich habe Abschied genommen. Gestern abend. Wenn ich es jetzt nochmals tue, so weiß ich, daß ich es ruhig tun darf. Sie sind auch ruhig. Ich bin gekommen, um Sie zu bitten, Ihren letzten Brief zu verbrennen.“

„Meinen besten! O Deplaz — wie hart!“

Jhabellas Stimme aber war nicht mehr hart; sie hatte den Klang verloren wie die nagewordene Zitterlaute.

„Nun leben Sie wohl! Ich geh' zum Erzbischof.“

„Leben Sie wohl!“ Es klang wie ein Glöcklein aus fernem Waldesgrunde.

Deplaz stieg über die Steintreppe hinunter. Am Madonnabild betete er sein Ave. Da kam Jhabella ihm nach.

„Verzeihen Sie mir, ich habe droben nur an mich gedacht, jetzt ist's vorüber! Grüßen Sie mir Ihre liebe Schwester Anna daheim, Sie haben mir viel von ihr erzählt.“

„Sie reicht Ihnen dankbar die Hand, Fräulein Jhabella.“ — er sprach es mild und reichte seine Hand. „Leben Sie wohl!“

Er bekam keine Antwort. Jhabella hatte die Stirne ans harte Gesims des Madonnabildes gepreßt.

Als drunten das Haustor aufschloß, als es hart ins Schloß fiel, da breiteten sich zwei Mädchenhände auf das brennende Rot zweier tränennassen Wangen.

„Trübsal der Betrübten, bitt für uns!“

Droben klorrte ein Fenster auf und zu. Ein Schrei aus Knabenmund drang herunter: „Jhabella, er ist fort! Bella, Bella!“

Kastige Schrittschritte und Sprünge über die Stiege.

„O Bella, er geht schon durch d' Gasse!“

„Eduardchen, bleib da! Du darfst nicht nach!“

Jhabella barg das Goldbloßköpfchen des Bräuerchens an ihr Blauseidenkleid und legte ihre zitternden Hände drauf. Der Bruder sollte ihr nicht in die geröteten Augen schauen.

„Eduardli, es muß so sein! Es muß!“ —

* * *

Der Herbst war wieder ins Land gekommen. Es war am Michaelitag. Drei Hansbrecherinnen hatten ihr hartes, aber frohes Tagewerk gemeinsam vollendet und saßen auf der Holzbank vor dem äußersten Haus, das ins Tavetschertal hinunterschaut.

Die Bank war geschnitten vor dem kalten Wind, den der schneelappige Badius herunterblies. Zwei der Hansbrecherinnen saßen in eingekrülperten Hemdärmeln und schienen ein klein wenig eitel zu sein auf ihre runden,

gebräunten und von Hansgräten arg zertrasteten Arme. Die dritte aber hatte ihr blauhäufenes Zäckchen nicht ausgezogen und schaute, am untern Banfrande sitzend, in die blauen Berge nach Süden.

Lange hatten die drei Jungfrauen schon über allerlei Dinge geplaudert. Da läutete drunten im nahen Kirchlein von Selva das Ave-Maria-Glöcklein und drei Gräße stiegen zum Himmel, aus dem die ersten Sterne hervordrangen. Dann aber ging das Gespräch auf kirchliche Angelegenheiten über. Ueber einen neuen Kaplan in Selva plauderten sie. Natürlich werde er erst nach der Schneeschmelze seinen Einzug halten und nicht gleich in den Winter von Selva hineintappen, in den schrecklich langen und langweiligen Winter mit seinen launenhaften Lawinen!

Ueber die Person des Kaplans wurden alle darin einig, daß er den alten Pfarrer von Sedrun draußen in Schatten stellen würde, da er — jung sei und weither aus der Fremde komme. Ja, aus der weiten Fremde! Je mehr man rheinabwärts gehe, um so feiner und gescheiter seien die Leute; schon in Dientis draußen ziehe man öfters den Hut und klopfte doch an, ehe man in fremde Stuben gehe; und draußen gebe es mehr Fräulein mit aufgepushten Haaren und Schultermäntelchen. Für so nette Dinge, meinte Barbeli, werde der Herr Kaplan nun auch mehr Einsicht und Nachsicht haben als der Sedruner Pfarrer, der manchmal so grob dreinschleudere.

Aber Petronilla, die Schwarzhäarige mit den derben Armen und mit den weichen Linien um die dunklen Augen — sie saß in der Mitte — wollte von der Person absehen und die Angelegenheit rein sachlich besprechen.

Eigentlich wär' es gleich, ja, in vielen Punkten besser, wenn wir in Selva keinen Kaplan bekämen, sondern einfach beim alten bleiben könnten. Der Kaplan könnte in Sedrun drunten wohnen, wo's schöner wäre für einen geistlichen Herrn.

Ihr Blick streifte das blauhäufene Zäckchen und das in zwei dicke Büsse gewundene Goldhaar der Nachbarin zur Rechten, die mit ihren blauen, träumerischen Augen wieder in den Bergen war. Die Sonderbare! Wieder einmal die Schweigsame!

Wart, dich will ich wecken, war Petronillas boshafter Entschluß. Und sie kreuzte die runden Ballen vor der Brust, wühlte mit der Schuhspitze im Sand und senkte den weichen Sammet ihrer Augenbrauen.

„Ich mein's gut,“ sprach sie spitzig, „'s geht halt nichts über einen schönen Gottesdienst. An den Sonntagen und an Festen hätten wir ganz gut nach Sedrun hinausgehen können, mein' ich. Draußen ist alles viel größer, o viel schöner! Der Gesang! Dort gibt es aus. Auch die Vaterunser kommen einem dort viel besser von den Lippen.“

„Ja, das ist wahr,“ schrie Barbeli zur Linken mit den quellenden Lippen und versuchte, mit den gefunden, runden Händchen ihr Braunhaar etwas feiner aufzukämmen. „In Selva gibt's nie einen rechten Gesang. Und ohne Gesang kein Fest nicht.“

Sie lachte hell auf. Dasselbe Lachen, das

war immer Barbels bester Beweis. Sollte sich die Sonderbare am andern Ende der Bank darüber ein wenig ärgern, um so besser. Und richtig, das helle, grelle Lachen hatte die Träumerin soweit aufgeweckt, daß sie der Sacherin einen strahlenden Blick herüberwarf. Aber Barbels ließ sich nicht einschüchtern; sie fing das Ave maris stella zu singen an, im Marschtempo und mit einer Stimme, stark wie die Stimme des Sennens in der Nalpsper-Alp, wenn er abends mit strotzendem Hals das Ave Maria der Sennen singt.

„Jetzt sei still, Barbels!“, mahnte Petronilla, „sonst haben wir gleich Tschamut, Selva, Krestpauja und Karmint da vor unserer Bank!“ Und ein glöcklicher Lachtriller schloß das fromme Lied.

Petronilla wühlte wieder mit dem Schuh im Sand.

„Ja, wenn der neue Kaplan kommt, wollen wir ihm Kränze machen. Aber wo? Meinst, Anna, er wohne bei dir da in Tschamut? Oder gehst du wohl mit ihm nach Selva hinunter? Verirren tust du doch nicht, gelt?“

Keine Antwort. Wart, Anneli, mir, gibst du keine Antwort?

„Meinetwegen, wenn's nun einmal mit dem schönen Gottesdienst in Sedrun fertig sein soll! Aber Kaplan und Küster kosten uns auch etwas —“

„Wie du auch schwagen magst, Nilla!“ rief jetzt Anna, ohne ihr Köpfchen von den Bergen abzuwenden. „Sonst denkst du nicht gar zu viel an die Vaterunser und an die Blugger! Und ich weiß ganz genau, warum du so gern nach Sedrun gehst.“

„A, warum denn, Fräulein Anna?“ schnippte Petronilla.

„Du, heraus damit!“ schiedte das derbe Barbels.

„Warum du nach Sedrun willst, Fräulein Petronilla? Soll ich's sagen? Weißt, wenn du sticheln kannst, ich kann es auch! Ja, der schöne Gottesdienst draußen! Und die Blugger der Pfaffen hier! Gest, das läßt dich halt nicht schlafen! Weißt, Nilla, du hast halt deinen Sepantoni in Sedrun draußen! Ja, du drehst den Ring oft genug am Finger —“

„Böse Anna, die du bist!“

Das klang aber gar nicht so böse aus Petronillas Mund — er schnunzelte; hatte er auch eine bittere Wahrheit zu schlucken bekommen, so hatte die kluge Anna doch einen süßen Kern hineingelegt: den Sepantoni, Burschenhauptmann von Sedrun.

Das konnte Barbels aber nicht leiden, daß ihre Kameradinnen so ernst waren und am Ende in Streit geraten könnten. Die Lachtaube!

„Sichthi! Die Petronilla hat halt ihren Sepantoni in Sedrun. Und die Anna hat halt gern ihren Bruder Johann Joseph als Kaplan in Selva. Und ich, ja ich weiß noch nicht, wen ich gern habe. Bis zum nächsten Michaelstag hab' ich noch gar alle, alle gern.“

„Red nicht so!“ gab Anna ernst herüber.

„Ja, den neuen Kaplan haben wir ja auch alle gern, weil — er dein Bruder ist.“

„Nein, deshalb nicht, deshalb nicht! Weil er mein Bruder ist? Hui!“ rief Anna. Sie war aufgesprungen, ihre Wangen waren rot, größer war sie geworden, ihre Stimme klang hart. „Jetzt geh' ich heim, wenn ihr mir so kommt. Es ist wahr, ich hab' meinen Bruder lieb — so viele Jahre hab'

ich ihn nicht mehr gesehen. Aber nicht weil er mein Bruder ist, soll er nach Selva kommen, sondern weil er der Hirt unserer verlassenen Seelen ist! Gut! Nacht!“

Da sprang Petronilla auf und erfaßte Annas Hand: „Anna, warum bist du wieder so sonderbar? Wir sind nicht so geistlich wie du, auch nicht so — ich weiß nicht, wie ich's sagen soll, so — rein. Bleib noch, o bleib! — Wo schaust du wieder hin? — Sag, was siehst du denn in den Bergen drüben? Anneli, du bist wieder ganz weiß. Fehlt dir etwas?“

„Nilla, nein. Aber du drückst meine Hand, es tut mir weh. Das soll man nicht. Weißt du, im Fleisch ist Feuer drinnen, man soll's nicht weden —“

Petronilla ließ Annas Hand fahren, als hätte sie eines Engels Hand berührt. Anna aber schaute ins Tal hinaus, das in stiller Dämmerung dalag. Und sie vergaß wieder, wo sie stand, vergaß das Nächste. „Wie schön ist es da, o wie schön! Und mein lieber Bruder soll als Priester heimkehren! Bei mir bleiben! Bei unseren Leuten! Und er kommt gern aus der Stadt, aus der Fremde, zum Kirchlein, zur Hütte! Seht ihr den Rhein dort drunten? Ich hör' ihn, er rauscht so sonderbar. Hört ihr ihn nicht? Gewiß nicht? Wie muß es im Himmel sein?“

Petronilla und Barbels schwiegen und sahen in Ehrfurcht auf Anna hin: ist's die gleiche, die den Hans am besten bricht und die Ziegen am besten melkt und am stinksten durchs Dörflein geht und wenn eins krank ist, am besten das Bett herrichten kann und am besten singen kann und sich unter den Burschen des Tales nach Belieben einen Gespons auswählen könnte, selbst Petronillas Sepantoni, wollte sie nur den kleinen Finger rühren — ist's die gleiche? Weich und hart! Kind der Berge, Königin der Berge!

Da hatte Barbels scharfes Auge einen Knaben erpäht, der bei der Wegkrümmung hervorkam, hervorsprang, das Hütchen im Nacken.

„Lugt dort! Der hat Gil!“

Anneli hatte auch scharfe Augen; die hatten den kleinen Gilboten sogar erkannt. „Mein Patchen ist's, der Jaggli von Sedrun!“

Er war's. Bald schwenkte er das Hütchen; er mußte die Patin auch erkannt haben, er kam leuchtend gegen die Bank herauf.

„Der — Kaplan ist da —“ hatte er herausgestoßen.

„Du bist's mal nicht,“ lachte laut die Lachtaube.

„Dumme!“ brummte der Jaggli und wischte mit dem braunen Hemdärmel über das feuerrote Gesichtchen. „In Sedrun —“ und er zeigte talauwärts, als wären die drei Fremdlinge im Tale.

Aber Anna hatte den Gilboten wahrhaftig auf ihre Arme genommen wie ein Wiegenkind: „Jaggli, Jaggli, gelt, mein Bruder —“

Aber Jaggli zappelte, machte Augen wie Dotterblumen und entwand sich durch einen stolzen zornigen Ruck den Armen der Patin.

„Hast recht, Jaggli, das paßt nicht!“ beruhigte Anna den kleinen Boten, der mit gepreizten Beinen vor ihr stand. „Gelt, er ist's! Wann ist er gekommen? — Kommt er? — Wann? — Wie kommt er? — O, schaut er wohl gut aus? Ist er noch in Sedrun? — Hat er Grüße aufgegeben?“

— Warum sagst nichts, Jaggli? Bist so müd?“

Lauter überflüssige Fragen. „Jetzt muß ich einen Krug Milch haben! Gelaufen bin ich wie ein Hund.“

„Komm, komm, Jaggli! Milch gibt's zwei Krüge voll. Komm schnell, so komm doch!“ Anna hatte umgestülpt Jaggli's Hand erfaßt.

„Meinst, ich sei gar nicht müd geworden?“

„Komm, Jaggli, dann trinkst Milch und dann gehen wir nach Sedrun hinaus —“

„Ich nit! Ich soll dableiben, erst morgen heimkommen, hat die Mutter gesagt. Dir soll ich sagen, der Kaplan sei beim Pfarrer in Sedrun und er komm' morgen nach Selva, hat sie gesagt.“

„Gut! Nacht, Nilla, und gut! Nacht, Barbels! Komm jetzt, Jaggli!“ Annelis Freude wollte aus den zitternden Lippen und den feuchtglänzenden Augen herausfließen. Ihre große Freude, nein, es war ihre große Liebe! Eine Knospe war aufgesprungen, Berg und Tal waren voll wonnigen Wohlgeruchs. —

Um die gleiche Stunde flackerte draußen in der Pfarrstube von Sedrun ein Kerzenlicht auf dem Tisch inmitten der Gläser und Teller. Der ehrwürdige Pfarrer hatte das Käppchen zuoberst auf dem kahlen Scheitel und die Hornbrille zuunterst auf der Nase. Was ihm der junge Priester von Salzburg zu erzählen hatte, war der Neugierde und — des besten Bettliners wert. Die schwerhörige Magd aber nickte hinter dem warmen Dien. Arg lange mußte sie auf das Lichtschöfen warten.

Niemand in der Stube beachtete, wie ein glühendes Laternechen die Dorigasse herausfackelte, während kein einziges Fenster mehr im ganzen Dorf erhellte war. —

„Nescha! Die Haustür geht! Nescha!“ rief der Pfarrer. Aber bis Nescha aufgesprungen war, dauerte es ein Weilchen. Und schon pochte es eindringlich an die Stubentür.

„Was gibt's wieder? Rein! Was mag er wieder krank sein?“

„Niemand ist krank, Herr Pfarrer,“ klang es schon glöcklich durch die halbgeöffnete Tür. Blauhäutige Ärmel, Goldhaar, Laternechen, ein liebes Gesichtchen, über und über mit Rot übergoßen.

Der junge Priester sprang auf, der Stuhl polsterte rückwärts.

„Anna! — Das ist ja mein Anneli!“

Anneli warf das Laternechen auf die Ofenplatte, daß die kopfschüttelnde Nescha Zähne und Knochen zusammenschlug: „Runu, ist das eine Art!“

Aber Anna war bis zum Tischrand vorgegrungen und faltete die Hände:

„Grüß Gott, lieber Bruder! Grüß Gott — Herr Bruder —“

„Anneli! Hör jetzt! „Herr Bruder —“ Bist's wirklich du, Anneli! Aber gewachsen! Meine liebe Schwester —“

„Auch eine brave!“ murmelte der erstaunte Pfarrer und schob die Brille unter des Gebüsch der grauen Brauen hinauf. „Aber das hat keine Art, des Nachts so herumlaufen.“

„Hast müssen, Herr Pfarrer,“ lachte Anna. „Und mit dem Laternechen hatt' ich, was willst, was gibst, jedem den Kopf eingeschlagen.“

„Weiß schon, Anna, ist brav. Jetzt sag aber, was willst du eigentlich?“

„Meinen Bruder will ich!“

„Den hättest du morgen bekommen.“

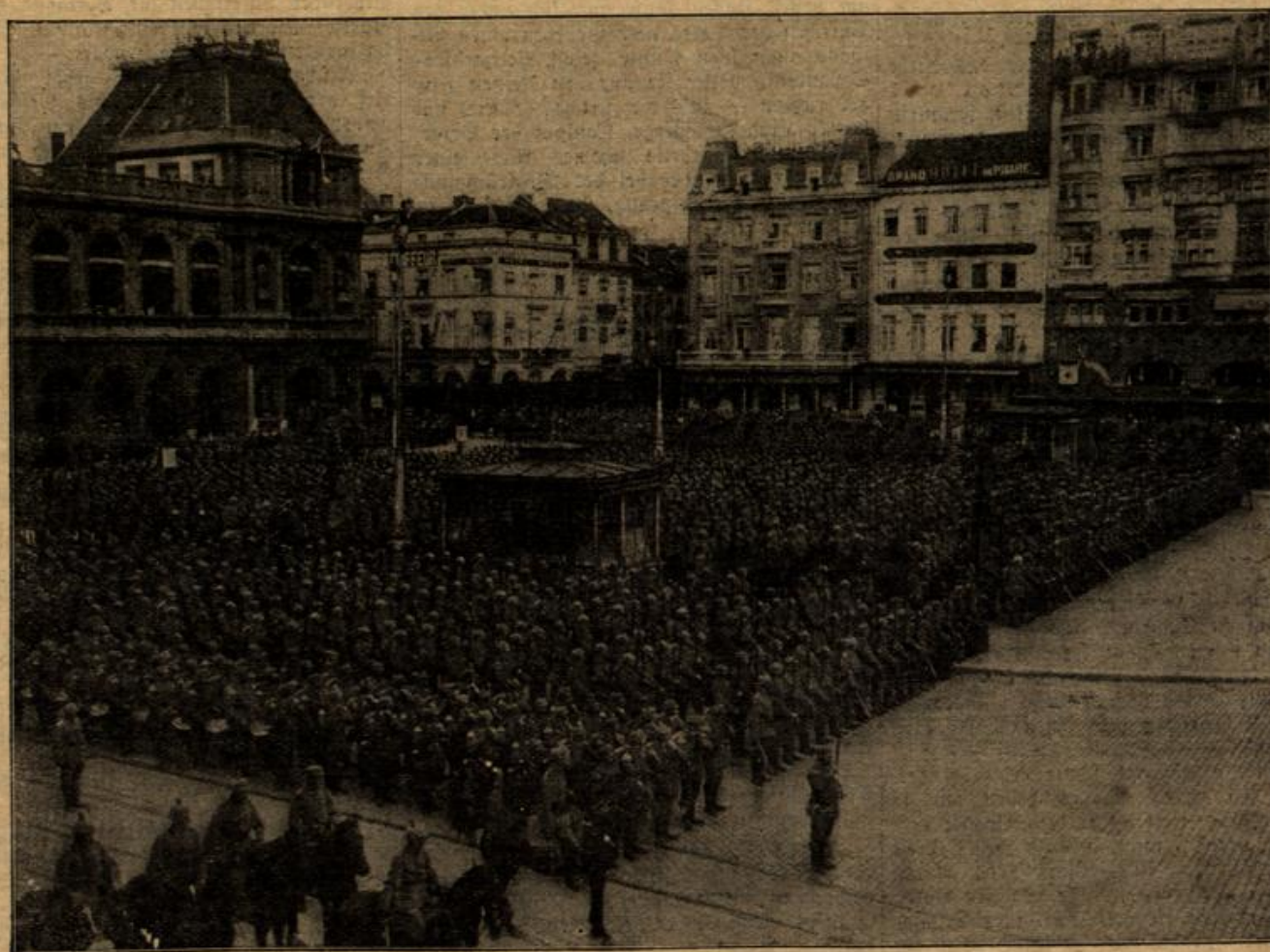
Kulturovöller!

Die Russen und Serben.



Einwohner
des jetzt deutschen
Gouvernements Suwalki retten aus den Trümmern ihres von den russischen Landsleuten zerstörten Hauses, was noch zu retten ist.

Wie die Rosalen im
eigenen Lande haufen!



Parade deutscher Truppen in Brüssel.

Deutsche Heerführer.



Generaloberst
Herzog Albrecht v. Württemberg.



Der Gouverneur von Kiautschou
Kapitän zur See Meyer-Waldeck.



Generaloberst von Hansen.

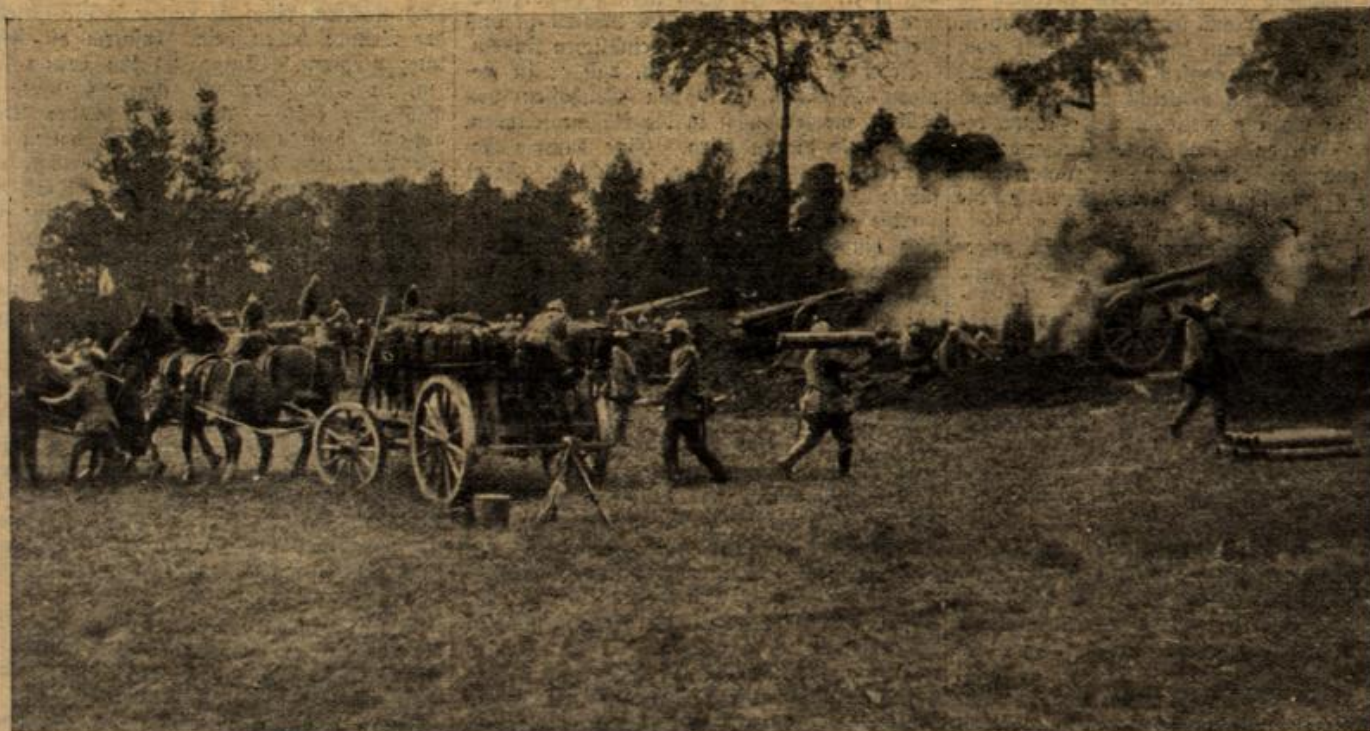


Generalmajor von Ludendorff,
Generalstabchef Hindenburgs.

„Einfache für Pflächterfüllung bis aufs äußerste!“ Das war die Nachricht, die der Gouverneur über die Meere sandte, als die Japaner mit Ultimatum Kiautschou verlangten. Und dieses einfache, einfache Wort, das so viel Heldenmut in sich schließt, es darf auch als Richtschnur sämtlicher Heerführer der deutschen Armee angesehen werden. Außerste Pflichterfüllung kennzeichnet sie alle. Ein ernster, treuer Sinn, ein unerwiderliches Pflichtgefühl lebt auch in den Massen, die diesen Führern unterstellt sind, eine Hingabe an den Dienst, eine Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit bis ins kleinste, alles Eigenschaften, die durch die kriegerische Ausbildung, die in harter, alle Kräfte anspannender Arbeit Großes erzielt hat, in ausgezeichneter Weise ergänzt werden. Kampfesmutig, entschlossen, siegesgewiß in das deutsche Volk, sind die deutschen Männer dem Rufe des Vaterlandes gefolgt, und die Erfolge in dem harten Ringen mit oft zehnfacher Uebermacht haben gezeigt, daß äußerste Pflichterfüllung den Sieg über bloße Tapferkeit erringen kann.



Generaloberst von Heeringen.



Deutsche leichte Feldartillerie im Kampf vor Mehl.

„Weiß wohl. Aber sehen wollt' ich ihn heut, am ersten Abend. O, nach so vielen Jahren, nach so langen Jahren —“

Anna reichte beide Hände hin, der Bruder im Priesterkleide beide und die Geschwister schauten einander in die Augen und fanden dort: unverletzte, ganze, reine Liebe, nach den langen Jahren noch ganz, ganz

gleich wie einstens droben beim Oberalpiee, wo das Brüderchen das aus gelben Zigeunercinnenarmen gerettete Schwesterlein heimführte.

Aber der Pfarrer sah nicht ein, warum ein Glas Bestliner und ein Trumm Geißfäs zur Seelenfreude des Wiedersehens nicht passen sollte.

„Liebe Leute, jetzt sitzt, esst, trinkt! Ja, Anna! Aber warum du nicht konntest warten, bis die Sonne wieder aufsteht, begreif' ich nicht. Ja, ja, schweig nur!“

Bald klangen die Gläser. Auch das Altertum Rescha mußte den Geschwistern Bescheid tun.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gottesgericht. Skizze von Eugen Iolaní.

Nachdruck verboten

Sie hatten gemeinsam im Quartier gelegen bei einem freundlichen Landwirt. Desjen Frau hatte den Soldaten, die morgen vielleicht schon vor dem Feinde im Kugelregen stehen sollten, das Beste aufgetragen, was Küche und Keller zu bieten vermochten. Und der ungewohnte Genuß des Weines hatte die Gemüter erhitzt.

Da war es gekommen, daß sie in Streit geraten waren.

Karl Kneischle war durch das sorgliche Walten der Landwirtsfrau an seine eigene Mutter erinnert worden; Seimweh war in ihm aufgestiegen und, erfüllt von dem Gedanken an sein Elternhaus, war ihm der Ausruf entfahren: „Möcht' ich doch meine Alten wiedersehen!“

Vielleicht hatte ein besonders wehmütiger, weicher Ton in den Worten gelegen, der dem anderen unsoldatisch erschienen war; vielleicht war's auch nur der Wein, der in diesem runorte und der ihn nun zu den höhnenden Worten veranlaßte: „Feige Memme! Hast schon Furcht vor den blauen Bohnen!“

Da war Karl Kneischle emporgesprungen, hatte die vor ihm auf dem Tisch stehende Flasche ergriffen und hatte sie gegen den höhnen Kameraden Philipp Achtermann erhoben, und ein Glück war es gewesen, daß zwei andere Kameraden dem Erregten in den Arm gefallen waren und ihm die Flasche aus den Händen gewunden und ihn auf seinen Platz niedergedrückt hatten, wo sie ihn, der ein dumpfes „Schust!“ seinem Gegner zuschleudern konnte, festhielten.

Und während die beiden den Erregten so mit starker Faust auf seinen Stuhl bannten, sagte der eine von ihnen: „Schämt euch beide! Jetzt zu zanken und zu streiten! Wo's morgen früh vielleicht vor den Feind geht, und wo ihr vielleicht beide könnt erschossen werden. Das sind Kindersachen! Geht euch die Hände! Du, Achtermann, du hast angefangen! Reicht' Kneischle die Hand!“

„Ach was, angefangen oder nicht angefangen! Ist ja alles Dummheit! Laßt mich in Ruhe!“

Damit sprang Achtermann auf und, ehe die andern etwas erwidern konnten, war er hinaus.

Karl Kneischle wollte ihm nach, die beiden anderen aber hielten ihn fest und ein Dritter stellte sich vor die Tür.

„Er muß mir Satisfaktion geben!“ rief Karl Kneischle trotzig. „Er hat mich beleidigt!“

„Ach was, sei kein Duffel!“ meinte der eine der Kameraden. „Willst wohl den Achtermann zum Duell fordern! So was gibt's nicht im Kriege. Bewahr' dir lieber dein kaltes Blut zu morgen. Laß deinen Born an den Franzosen aus! Schlaf dich aus! Wenn auch Achtermann angefangen und unrecht hat, wenn's zur Anzeige kommt, kriegt ihr beide was ab. Also beruhige dich nur!“

Sie ließen den Kameraden nicht von der

Seite, bis sie alle sich zur Nachtruhe gelegt hatten. So war äußerlich der Sturm überwunden. Aber innerlich tobte er noch in Karl Kneischle, der sich unruhig auf seinem Strohsack wälzte und in dessen Hirn die Gedanken flogen.

Er war nur ein einfacher Handwerksmann, aber er hatte allerlei gelesen von Duellen, die zwischen vornehmen Herren ausgefochten wurden, wenn einer den anderen beleidigt hatte; und alles das, was er darüber erfahren, ging ihm nun im Kopf herum und ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Er wollte sein Recht haben vor dem Beleidiger; ein Gottesgericht, — so hatte er irgendwo einmal das Duell nennen hören, — sollte zwischen dem, der ihn „feige Memme“ genannt, und ihm entscheiden. Dann aber war in ihm auch wieder der Gedanke aufgedämmert, daß auch der Krieg ein gewaltiges Gottesgericht sei, das zwar wohl nicht zwischen ihm und Achtermann richten werde und solle, aber die Rede des Kameraden war ihm darüber eingefallen, der gesagt hatte, daß jetzt keine Zeit für „so was“, für Kindersachen, sei.

Darüber war er denn eingeschlafen, und erst der militärische Bedruf rief ihn aus dem Schlaf und ließ ihm keine Zeit zum Nachdenken über seine Angelegenheiten.

Erst als sie in Reih' und Glied standen, sah Kneischle den anderen wieder, und es schien ihm, daß Achtermann höhnische Blicke auf ihn richtete.

Bald begann der Marsch; von weither tönte die Kanonade und verkündete, daß die Schlacht auf einem anderen Flügel bereits begonnen hatte. Hinter einem kleinen Gehölz machten die Truppen Halt. Es prasselte in dem Geäst der Bäume von den feindlichen Kugeln.

Jeder der Soldaten weiß, daß er in wenigen Minuten selbst den Geschossen von drüben, die jetzt noch in die Bäume schlagen, zum Ziele dienen wird. Eine dumpfe Resignation hat sich vieler bemächtigt. Jeder fühlt: Jetzt geht's auf Tod und Leben.

Eine Granate saust durch das kleine Gehölz hindurch über die Köpfe der Soldaten hinweg und wählt sich kurz hinter der Truppe in die Erde ein, wo sie krepirt und das letzte Glied der Truppe mit einigen Tündern Erde überschüttet. Einer der Soldaten, der völlig mit Sand überladen ist, prüft und schüttelt den Sand von sich ab, und dann ruft er laut: „Tott, macht euch man nicht so mausig da drüben! Wir kommen ja gleich!“

Das Scherzwort hat besser eingeschlagen, als die Granate, alle Soldaten lachen, und die ernstesten Gedanken sind verfliegen. In dem Moment kommt ein Adjutant des Befehlshabers zum Major herangeprengt, um diesem einen Befehl zu überbringen und sich dann sofort zu entfernen.

Der Major hält vor der Front:

„Kameraden! Die Pflicht ruft! Eine ernste Pflicht! Ihr habt euch bisher tapfer gehalten, und ich bin stolz darauf gewesen, euch zu führen. Jetzt gibt's eine schwere

Arbeit, aber wir müssen sie vollbringen. Es gibt für uns nur ein Vorwärts! Kein Zurück! Und wenn ich falle, so geht über meine Leiche hinweg! Wir kämpfen für eine gerechte Sache und stellen alles Gott anheim. Stillgestanden! Helm ab zum Gebet!“

Jeder von den Soldaten fühlt, daß seiner eine besondere Aufgabe harret, sonst würde nicht der Major kurz vor der Attacke die Ansprache halten und zum Gebet auffordern. Jeder findet den Weg zu Gott; eben hat Kneischle still für sich sein Amen gesagt, da trifft sein Blick auf Achtermann, der ihn plötzlich ganz anders, wie abbitte, anzuschauen scheint; aber Kneischle kommt nicht dazu, darüber nachzudenken, denn schon tönt von den Lippen des Majors:

„Helm auf! Und nun mit Gott für König und Vaterland! Vorwärts! Hurra!“

Die Soldaten durchstürmen das kleine Gehölz und gewinnen ein davor liegendes Berggelände, das unter dem Kugelregen der oben postierten Feinde im Sturm genommen werden soll.

Sie müssen hinaus, ein Zurück gibt es nicht! Der Major hat's gesagt, und in jedem steht dies fest wie ein unverrückbares Gesetz. Vorwärts! Dinauf! Kein einziger denkt etwas anderes. —

Noch einer denkt noch anderes. Karl Kneischle ist es. Er hält ein paar Glieder hinter Achtermann. Aber er hat nur einen Gedanken: Ich muß eher hinaus als er dort oben! Ich muß als Erster dort oben stehen! Der Schust muß sehen, daß ich keine feige Memme bin!

Mit zusammengebißenen Zähnen, mit pfeifendem Atem ringt er empor. Die Glieder der Truppe haben beim Ansturm die Fühlung verloren. Einige um ihn herum fallen, zu Tode getroffen, oder verwundet, — was weiß er! — Anderen geht der Atem aus; sie bleiben keuchend zurück, halten sich am Gesträuch, das am Felsen wächst, um von neuem dann weiterzukriechen. Nicht vor ihm läßt ein Kamerad plötzlich sein Gewehr fallen, bricht zusammen und kullert, sich überschlagend, in die Tiefe hinab. Beinahe hätte er ihn mitgerissen nach unten.

„Nur das nicht! Nur das nicht!“ denkt Kneischle. „Sterben, wenn es sein muß, ja, aber erst oben!“

Er fühlt plötzlich einen Schlag gegen die Seite; er weiß selbst nicht, was es zu bedeuten hat. Einen Augenblick lang fühlt er eine Schwere im Bein. Aber schon stürmt er weiter. Immer mehr lichten sich die Reihen der Stürmenden. Er hört das Sausen einer Granate ganz in seiner Nähe und kurz darauf einen Schrei dicht hinter sich — er stürzt vorwärts. Schon fühlt er, daß seine Kräfte nachzulassen beginnen; aber er schaut in einiger Entfernung hinter sich Achtermann, und daß er den überholt hat, gibt ihm neue Kraft und neuen Mut.

Vor der äußersten Spitze des Geländes, auf dem der Feind Posto gefaßt, befindet sich ein kleines Vorplateau; wenn das er-

reicht ist, kann man verpusten, aufatmen. Dort aber steht ein Vortrupp der Feinde, die geradezu in die Emporkletternden hineinschießen.

Nur noch ein kleiner Raum trennt ihn von diesem Vorplateau, aber Karl Kneischle fühlt die Unmöglichkeit, durch das Brasseln der gegen ihn und seine Kameraden gerichteten Geschosse emporzukommen.

In diesem Augenblick hört er seinen Namen rufen: „Kneischle! Links am kleinen Vorprung vorbei, da geht's besser!“

Schon folgt er dieser Weisung, — er hat die Stimme Achtermanns erkannt, die sie ihm zuriel, — aber es war ihm jetzt kaum zum Bewußtsein gekommen, daß gerade der es war, unwillkürlich bewegt er sich links, wo er in der Tat unter dem Schutze eines kleinen Gestrüpps einen bequemen Aufstieg findet, den Achtermann erpäht hatte, und auf dem er gerade der kleinen, auf dem Plateau stehenden feindlichen Vortruppe in die Flanke geraten kann. Mit umgekehrtem Gewehr stürzt er sich auf die Feinde, mit dem Gewehrkolben auf sie einhauend, und während unter seinen wuchtigen Schlägen, die von gleichen Hieben einiger ihm gefolgter Kameraden unterstützt werden, die Feinde vom Schießen ablassen müssen, können die anderen Soldaten, die hinter Achtermann her geradeaus gestürzt sind, das Vorplateau schnell erreichen und von dort die Spitze nehmen, von der die Geschütze über sie hinweg die Granaten in die Tiefe schütten. —

Es war ein heißer, blutiger Tag gewesen. Nur wenige von denen, die die schwere Aufgabe, die Anhöhe zu nehmen, auszuführen gehabt, sind heil davongekommen. Viele, viele sind gefallen, viele, viele sind verwundet, unter den letzteren Kneischle und Achtermann.

Schwer verwundet sind sie in das gleiche

Vazarett gekommen, in den gleichen Saal. Dicht nebeneinander standen ihre Lager, und doch wußten sie tagelang es nicht, bis Achtermann seinen Namen vom Munde seines Kameraden hörte. In Fieberdelirien hörte er Kneischle den Namen ausrufen in Wut und Zorn. —

Immer wieder hörte er: „Achtermann! Er ist doch zuerst oben! Und wenn ich sie nicht niedergeschlagen hätte, hätt's nicht geschehen können!“

Achtermann wußte es, daß der Kamerad recht hatte mit dem, was er im Delirium sagte. Er wußte es, daß er vielleicht nie die Anhöhe erreicht und gewiß nicht als erster, wenn Kneischle ihm nicht die Bahn freigemacht hätte. Und Achtermann fühlte, warum sein Kamerad soviel jetzt darunter litt, daß gerade er es gewesen, dem er zu der Ehre verholfen. Er fühlte aber auch, wie unrecht er dem Kameraden getan, am Tage vor der Schlacht. Und er hatte jetzt bloß den einen Wunsch, daß er, der sich todelend in seiner schweren Verwundung fühlte, es noch erlebe, und daß der andere, der da in so schweren Fieberdelirien liege, noch so lange aushalte, daß er's ihm abbitte könne, was er ihm damals zugefügt. Fortwährend fragte er die Schwester, ob der Kamerad wohl durchkommen würde. „Mit Gottes Hilfe ja! Die Ärzte hoffen es!“ war die Antwort gewesen. Und endlich schien wirklich die schwere Krisis überwunden. Auf dem Nachbarlager wurde es ruhiger und ruhiger, und endlich konnte Philipp Achtermann dem Kameraden freundlich zunicken, und Kneischle erwiderte den Gruß durch leichtes Nicken.

Da trat der Major, gefolgt von einer Ordonnanz, herein in den Saal.

„Philipp Achtermann,“ so sagte der Major, indem er sich langsam dem Bett des

Genannten näherte, „Seine Majestät, unser oberster Kriegsherr, hat Ihnen das Eisene Kreuz verliehen, auf meinen Vorschlag, weil Sie als erster die Anhöhe erstürmt haben. Ich gratuliere Ihnen herzlich.“

„Derr Major,“ antwortete Achtermann — er nahm alle Kraft zusammen, um so laut wie möglich sprechen zu können, obwohl ihm das Sprechen so schwer ward, aber er wollte daß der Kamerad es höre —, „Derr Major ich danke auch für die Auszeichnung. Aber mehr noch als ich und als wir alle, hat Kamerad Kneischle das Eisene Kreuz verdient. Wäre er nicht gewesen, hätte keiner von uns die Spitze erreicht. Karl Kneischle war uns allen voran; er war der Kühnste.“ —

Er hatte das so laut und mit solcher Anstrengung gesprochen, daß er plötzlich vor Schmerzen nicht weiter konnte und ermattet zurückfiel. Aber er konnte noch wahrnehmen, wie der Major auch an das Lager des Kameraden herantrat und dem die gleiche Auszeichnung überreichte.

Mit warmem Händedruck empfing auch Kneischle das Kreuz aus der Hand des Majors. Und als dieser dann den Saal verlassen hatte, fanden sich die Blicke der beiden Kameraden. Kneischle nickte Achtermann freundlich zu; dieser beugte sich mit dem Aufgebot seiner letzten Kräfte zur Seite, um zum Nachbarlager des Kameraden die Hand hinzustrecken, die Kneischle ebenfalls mit der größten Anstrengung seiner Energie ergriff und drückte.

Dann legten sich beide erschöpft zurück, nachdem sie sich noch einmal freundlich zugewandt.

So lagen sie da still für sich; so fand sie die Schwester, als sie später an die Schmerzenslager der Verwundeten trat. Mit freundlichem Lächeln auf den Zügen waren beide Selben hinübergeschlummert ins Jenseits.

Für unsere Frauen und Töchter.



Gestrickte Mütze.

Gestrickte Mütze.

Material zur gestr. Mütze 100 Gramm Kamelhaarwolle. Man schlägt für die Brust- und Rückenteile 36 Maschen auf, nimmt an Schluß jeder Nadel 1 Masche auf, bis es 46 sind, strickt dann gerade weiter, bis 46 Maschen an der Seite sind. Ist das erste Stück beendet, legt man es zurück und strickt das zweite ebenso. Dann schlägt man anschließend noch 16 Maschen auf, strickt über das erste Stück herüber, schlägt wieder 16 Maschen auf und verbindet beide Teile zur Rundung. Darauf für den Hals 46 bis 50 Touren 2 rechts, 2 links gestrickt. Dann masche man in den vorderen Teilen 36 Maschen ab und stricke die übrigbleibenden glatt hin und her bis zur Kopfhöhe, bis 46 Maschen an der Seite stehen. Dann beginnt man das Köpchen wie bei einem Strumpf, läßt in der Mitte 16 Maschen stehen, strickt 2 zusammen und nimmt noch eine auf die Nadel, bis man 24 Maschen hat. Von da an immer bis Schluß jeder Nadel 2 zusammengestrickt, bis man vorn ist. Darauf sammelt man alle Maschen auf, strickt erst glatt, dann 2 rechts, 2 links herum, ungefähr 10- bis 12mal, zuletzt nimmt man noch öfter ab, damit es um das Gesicht enger wird, bis man nur 116 bis 120 Maschen hat, und masche ab.

Magisches Dreieck.

In die Felder untenstehender Figur sind die Buchstaben a a a c e e g r r s s t t t t derart einzutragen, daß die einander entsprechenden wagerechten und senkrechten Reihen folgendes bedeuten:



1. Eine Gartenblume.
2. Beliebttes Spiel.
3. Einen Zeitabschnitt.
4. Teil von Etrurien.
5. Einen Buchstaben.

Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Schachaufgabe:

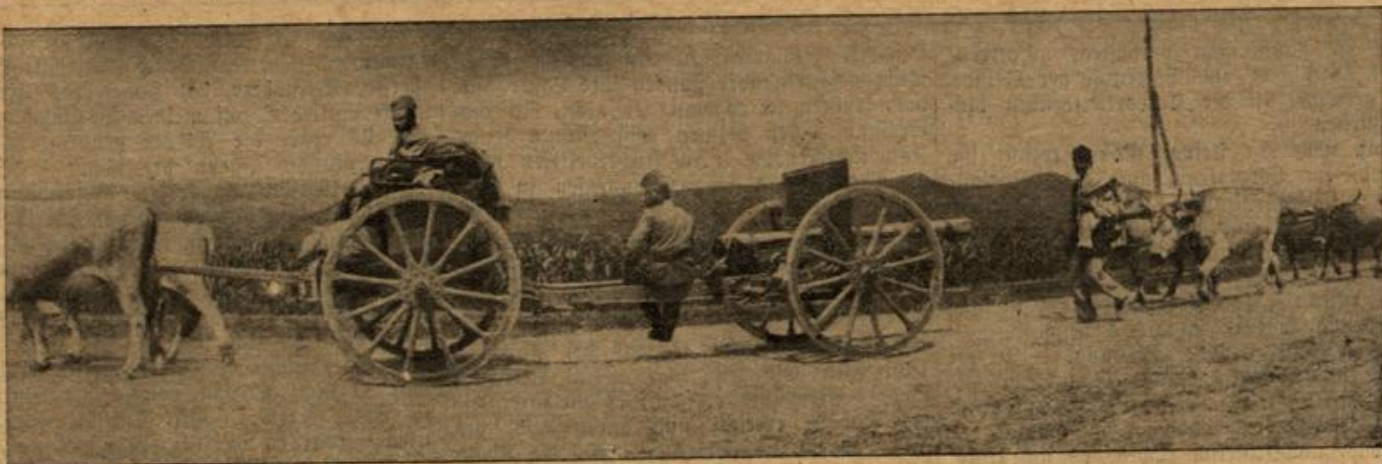
(Dreizüger von H. Baumann: Weiß Ka1, Dg8, Sc4, f4, Be2, e3. Schwarz Kf1, Ba3, f2, h3, h7.)

1. Dg8—g7, h6; 2. Ka2. — 1., Ke1; 2. Dc3 +.

Zahlenchrift:

Eigeninn ist die Energie der Dummheit.
(Schlüssel: 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11.)
d e g h i m n r s t u

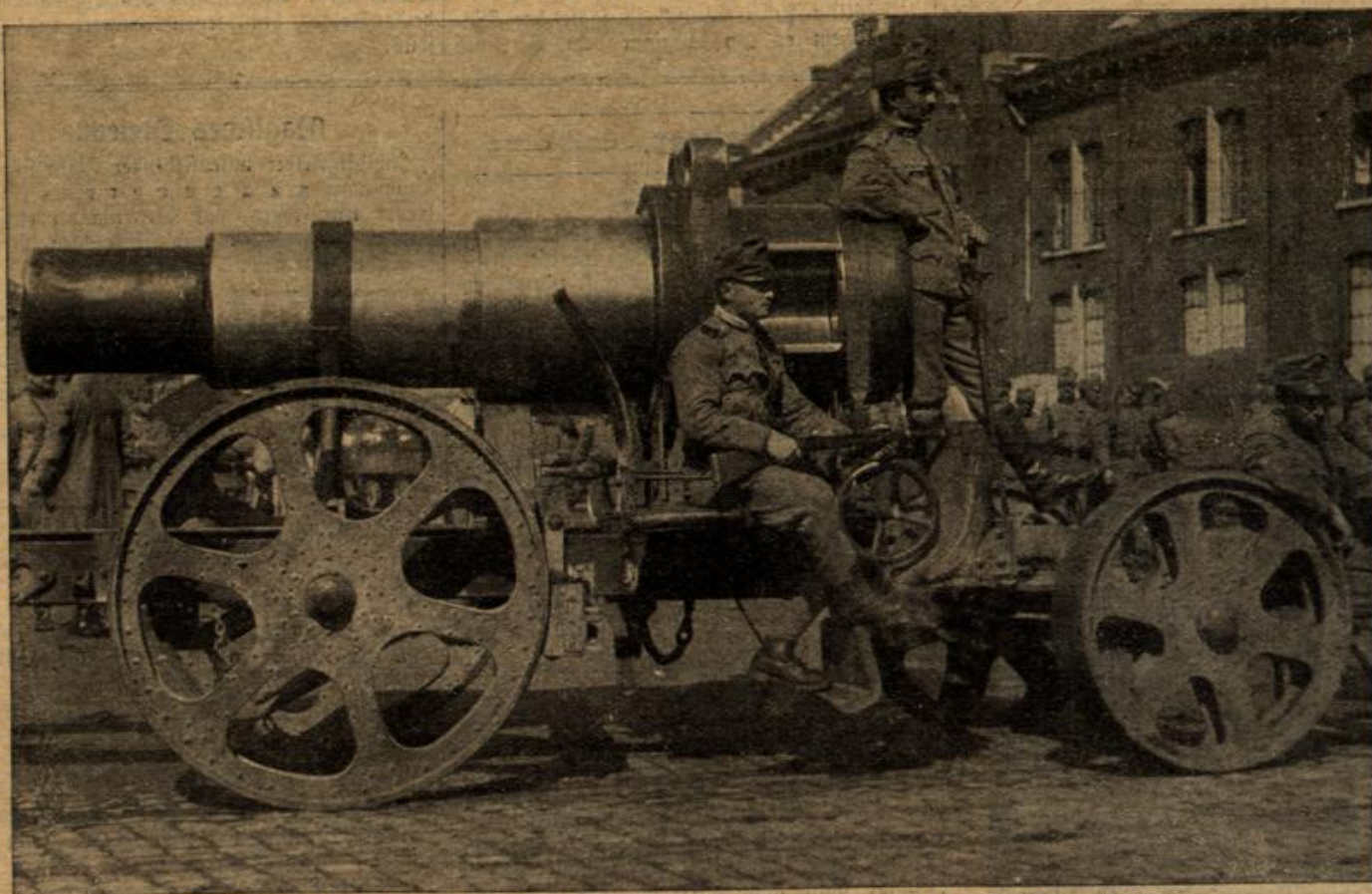
(Auflösungen der Rätsel folgen in nächster Nummer.)



Serbische Artillerie mit Ochsengepann: Die Ochsen bewähren sich auf dem schwierigen Gebirgsterrain besser als Pferde.



Deutscher Unteroffiziersposten am Ausgang einer zerstörten franz. Ortschaft.



Ein Geschütz der österreichischen Motorbatterien, die sich im Festungsrieg vorzüglich bewährt haben.